



Transmissionsriemen zu „kleinen“ Nazis

Die „Nationale Liga“ in der Nachkriegspolitik der KPÖ

MANFRED MUGRAUER

Der Umgang mit den „Ehemaligen“, wie die früheren NSDAP-Mitglieder nach 1945 im allgemeinen Sprachgebrauch bezeichnet wurden, war eine der zentralen politischen Fragen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die KPÖ trat für eine umfassende Entnazifizierung ein und war sowohl in der Provisorischen Regierung Renner als auch in der von Leopold Figl gebildeten Konzentrationsregierung maßgeblich an der Ausarbeitung der antinationalsozialistischen Gesetzgebung beteiligt. Neben der Demokratisierung und Verstaatlichung stand das „Naziproblem“ in diesen Jahren geradezu im Mittelpunkt ihres politischen Programms. Als Partei, die die Hauptlast des antifaschistischen Widerstands getragen und die meisten Todesopfer im Kampf gegen den Nationalsozialismus zu beklagen hatte, stellt die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit bis heute einen wichtigen Schwerpunkt der KPÖ-Politik dar.

NS-Täter und „Mitläufer“

Im Zentrum der kommunistischen Position zum Naziproblem stand die Differenzierung der ehemaligen NationalsozialistInnen in die nazistischen Hauptschuldigen, die „großen“ Nazi und Kriegsverbrecher auf der einen Seite, und die einfachen Parteimitglieder auf der anderen Seite. Während die NS-TäterInnen und verantwortlichen NazifunktionärInnen strafrechtlich verfolgt und abgeurteilt werden sollten, sollten die „kleinen“ Nazis und „MitläuferInnen“, sofern sie nicht persönlich an Verbrechen beteiligt waren, straffrei bleiben und für den demokratischen Wiederaufbau gewonnen werden. Darüber hinaus wurde jedoch eine Mitschuld aller NSDAP-Mitglieder festgehalten und die Ausschaltung aller ehemaligen NationalsozialistInnen aus dem öffentlichen Leben gefordert.

Bereits in ihrer im Exil entwickelten Programmatik hob die KPÖ – neben der

schonungslosen Bestrafung der Naziverbrecher – die Möglichkeit für die „irregeleiteten Mitläufer“ hervor, „den Weg in die Reihen des österreichischen Volkes zurückzufinden, wenn sie aktiv und rechtzeitig an seinem Freiheitskampf teilnehmen“. Keine Vergebung, sondern nur Vergeltung sollte es hingegen „für die verantwortlichen Leute der NSDAP und ihre durchführenden Organe“ geben.¹ Diese Grundhaltung blieb für die KPÖ auch nach der Befreiung Österreichs bestimmend. In seiner ersten öffentlichen Stellungnahme hielt Johann Koplenig am 13. Mai 1945 fest, dass die KPÖ „keine Rachepolitik“ vertreten würde: „Wir sind nicht für die Verfolgung der einfachen, von der faschistischen Propaganda irregeführten Mitglieder der Nazipartei, ihrer früheren Mitläufer und Anhänger.“ Die „nazistischen Kriegsverbrecher, Landesverräter und Volksunterdrücker, die Gauleiter, SS- und Gestapo-Banden“ sollten hingegen „unbarmherzig der gerechten Strafe überliefert werden“. Darüber hinaus forderte der Parteivorsitzende die „restlose Ausmerzung der verbrecherischen Nazi-ideologie“ und die Vernichtung der „politischen und moralischen Grundlagen des Faschismus in Österreich“, wozu „Volksaufklärung und Volkserziehung“ notwendig seien. Die „faschistischen Anschauungen des Herrenmenschentums, der Völkerverhetzung, des Rechtes des Stärkeren, des Rassenhasses und des Antisemitismus“ sollten strafrechtlich verfolgt werden, so der Vorsitzende der Partei in seiner Rede im Rahmen der Vertrauensmännerkonferenz der KPÖ.²

Wortführer der KPÖ in der „Nazifrage“ war Ernst Fischer, Staatssekretär für Volksaufklärung, Unterricht, Erziehung und Kultusangelegenheiten, der im Juni 1945 mit zwei zentralen Beiträgen im von ihm geleiteten Dreiparteienorgan *Neues Österreich* in die öffentliche Debatte eingriff.³ Fischer sah es als sein Verdienst an, der erste Politiker gewesen

zu sein, „der öffentlich gefordert hat, daß zwischen den Hauptschuldigen der Nazi-partei und den kleinen Mitgliedern und Mitläufern ein Unterschied“ gemacht werden müsse. Die einen solle man „unerbittlich zur Verantwortung“ ziehen, den anderen aber die Möglichkeit geben, „ihre Mitschuld zu sühnen und in die Reihen des österreichischen Volkes zurückzukehren“.⁴ Sie nicht dauerhaft „aus den Reihen des Volkes“ auszustoßen, sondern ihnen den „Weg zur Sühne und zur Rückkehr“ zu eröffnen, betrachtete Fischer „als patriotische Aufgabe“.⁵ „Tod den Kriegs- und Naziverbrechern! Gewinnung der einfachen Mitglieder und Mitläufer zu ehrlicher Mitarbeit an einem neuen Österreich!“, lautete die zentrale Parole der KPÖ, die Ernst Fischer ausgab.⁶

Was in der Forschungsliteratur als ein Schwanken „zwischen Extremen“, der strengsten Bestrafung der „großen“ Nazi und dem Eintreten für die „kleinen“ Nazi,⁷ interpretiert oder gar polemisch zur „Anbiederung“⁸ und zum „Lied vom kleinen Nazi“⁹ verkürzt wird, wies einen inneren Zusammenhang auf: Die KPÖ sah das „unerbittlich schonungslose Vorgehen gegen alle Kriegs- und Naziverbrecher“¹⁰ als Voraussetzung für die deutliche Unterscheidung „zwischen den eingefleischten Hitler-Schuftten auf der einen und den Verblendeten, Irregeführten, Charakterschwachen auf der anderen Seite“.¹¹ Man müsse „vorher gegen die Großen wirklich vorgehen [...], ehe man den Kleinen den Weg zurück ermöglichen kann“.¹² Erst wenn mit der bisherigen Toleranz „gegenüber den großen Nazi, gegenüber den Nutznießern des Naziregimes, Schluß gemacht wird und energische Maßnahmen gegenüber diesen verbrecherischen Elementen getroffen werden“, sei eine „Rückführung der Masse der kleinen Nazi und Mitläufer in die Gemeinschaft des Volkes [...] möglich“, war Ende 1945 in der *Volksstimme*, dem Zentralorgan der Partei, zu

lesen.¹³ Ein weiteres von der KPÖ vorgebrachtes Argument war die Sorge, dass die mehr als 500.000 ehemaligen Nazis in Österreich durch fehlendes Differenzieren „zu einem Block geschweift werden“ könnten, wodurch der nazistischen Propaganda Vorschub geleistet werden würde.¹⁴

KPÖ und ehemalige Nazis

Die Haltung der KPÖ, die „Mitläufer“ am demokratischen Wiederaufbau teilhaben zu lassen, führte jedoch nicht dazu, auch die Tore der Partei massenweise für frühere Mitglieder der NSDAP zu öffnen. In der Regel konnten ehemalige NationalsozialistInnen nicht Mitglied der KPÖ werden, Ausnahmen erfolgten nur in begründeten Einzelfällen, etwa wenn sich die betreffende Person schon vor der Befreiung antifaschistisch betätigt hatte und eine Streichung aus der Registrierungsliste erfolgt war.¹⁵ Damit gab es zwar kein kategorisches Verbot für nationalsozialistische Mitläufer, Mitglied der KPÖ zu werden, ihre Aufnahme unterlag aber einem strengen Reglement.¹⁶ Ab dem Februar 1946 konnten alle ehemaligen NSDAP-Mitglieder, die sich nichts zu Schulden kommen lassen hatten, einen Aufnahmeantrag einbringen. Während die Aufnahme neuer Mitglieder sonst in den unteren Einheiten erfolgte, wurden die Gesuche ehemaliger Nazis – auf Grundlage von Gutachten der unteren Parteieinheiten – einzeln von den Landesleitungen geprüft.¹⁷ „Wir [...] wollen uns doch jeden Nazi ansehen, bevor wir eine Aufnahme in unsere Partei beschließen“, so Franz Honner, der stellvertretende Vorsitzende der Partei, im März 1946.¹⁸ 1948 ging diese Kompetenz von den Landesleitungen auf die Bezirksleitungen über, womit der Aufnahmemodus für unbelastete NS-MitläuferInnen „normalisiert“ wurde.¹⁹ Vor dem Hintergrund dieser restriktiven Aufnahmepraxis gehörten mit Stand vom 1. Jänner 1947 919 „Ehemalige“ der KPÖ als Mitglied an, was einem Anteil von 0,6 Prozent an der damaligen Mitgliedschaft entsprach.²⁰ Geht man von insgesamt knapp 700.000 NSDAP-Mitgliedern in Österreich aus, so fanden damit nur etwas mehr als 0,1 Prozent von diesen ihren Weg in die KPÖ. In den Führungsgremien, im Parteiapparat und im öffentlichen Erscheinungsbild der KPÖ spielten ehemalige Nazis keine Rolle.

Auch in den folgenden Jahren wurde zu keinem Zeitpunkt offensiv unter ehemaligen ParteigängerInnen der NSDAP geworben, der KPÖ beizutreten. Allen-

falls im Rahmen der „Massenorientierung“ der Partei waren die „Ehemaligen“ als Zielgruppe und Adressaten kommunistischer Politik von Relevanz. Den weitreichendsten Versuch der KPÖ, mit ehemaligen NationalsozialistInnen in Berührung zu kommen, stellt die Anfang 1950 gegründete *Nationale Liga* (NL) dar, die in der Forschungsliteratur – etwa von Margit Reiter – als „dunkles und verschwiegene Kapitel in der Geschichte der KPÖ“ charakterisiert wird.²¹ Erstmals hatte Fritz Keller im Jahr 1987 in einem Sammelband über die *Nationale Liga* publiziert²² und damit – folgt man der unter dem Titel „Kommunazis“ getätigten Einschätzung des Wochenmagazins *profil* – „dieses braune Kapitel in der Geschichte der alpenländischen Kommunisten“ offengelegt.²³

Gründung der „Nationalen Liga“

In der vorhandenen Literatur wird durchwegs davon ausgegangen, dass die KPÖ die Initiative ergriff, ein Sammelbecken ehemaliger Nationalsozialisten zu schaffen. Wie Dokumente aus dem Zentralen Parteiarchiv der KPÖ belegen, ging der Anstoß dazu jedoch nicht von der KPÖ, sondern von Adolf Slavik, dem Spiritus rector der *Nationalen Liga*, aus. Der frühere Angehörige des SS-Panzergrenadier-Regiments „Der Führer“ soll dahingehende Gedanken bereits 1947 entwickelt haben, er wurde aber im Juni 1948 wegen Registrierungs Betrugs zu zwei Jahren Haft verurteilt.²⁴ Im Juni 1949, unmittelbar nach seiner bedingten Haftentlassung, setzte sich der damals 31-jährige Slavik mit Ernst Fischer in Verbindung. In einer Unterredung am 3. Juni 1949 informierte Slavik den KPÖ-Nationalratsabgeordneten, dass er bereits erste Schritte zur Realisierung einer neuen Organisation unternommen habe, deren Ziel es sei, die breite Masse der ehemaligen Nationalsozialisten und ihre Angehörigen im progressiven Sinne zu beeinflussen. Zu diesem Zweck sei er mit „einigen charakterlich einwandfreien“ früheren NSDAP-Funktionären in Verbindung getreten.²⁵ Aufgrund propagandistischer Fehler der KPÖ – etwa



Werbeplakat für die Gründungsversammlung der „Nationalen Liga“ am 30. Jänner 1950.

durch pauschalierende Bezeichnungen wie „Nazi-Banden“ – sei deren Weg zur Partei bisher versperrt gewesen.²⁶ Hauptziel der geplanten Organisation sei eine „Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Österreich und Russland“, so Slavik, der mit dieser Fühlungnahme vor allem eine Starthilfe erhoffte, um eine Zeitung herausgeben und eine Büroinfrastruktur mit hauptamtlichen Mitarbeitern unterhalten zu können. Ohne finanzielle Hilfe der KPÖ wären seine Pläne nur „Phantastereien“, die im Sande verlaufen müssten. Konkret dachte Slavik an eine finanzielle Unterstützung in der Höhe von 100.000 Schilling, „eventuell als langfristiges Darlehen“.²⁷ Einige Wochen später brachte die KPÖ über einen verlässlichen Informanten in Erfahrung, dass Slavik auch gegenüber dem ehemaligen SS-Obersturmbannführer Wilhelm Höttl – einem früheren Mitarbeiter des RSHA, der jetzt in Diensten des CIC stand – seine Absicht kundgetan hatte, ehemaligen Nazis den Übergang zu einer prokommunistischen Orientierung erleichtern zu wollen,²⁸ was seine gegenüber der KPÖ dargelegten Ambitionen als ehrlich motiviert erscheinen ließ.

Ein halbes Jahr später, am 30. Jänner 1950 fand in den Schützensälen im 8. Wiener Gemeindebezirk die Gründungsversammlung der *Nationalen Liga. Bund schaffender Österreicher* statt.²⁹ Einige Wochen zuvor, Anfang Jänner 1950, hatte der im Oktober 1949 als Landesleiter des VdU für Wien, Niederösterreich und das Burgenland zurückgetretene Josef Heger die Bildung des *Nationaldemokratischen Verbands* angezeigt, der sich schließlich am 20. Februar im Wiener Konzerthaus der Öffentlichkeit vorstellte.³⁰ Wie die *Nationale Liga* orientierte dieser Verband auf frühere bzw.

enttäuschte Anhänger des im Frühjahr 1949 konstituierten *Verbands der Unabhängigen*. Auch die Forderung nach außenpolitischer Neutralität hatte Hegers Vereinigung mit der *Nationalen Liga* gemeinsam, weshalb auch ihm von der ÖVP-Presse eine Nähe zur KPÖ vorgeworfen wurde.³¹ Diese Gleichzeitigkeit von *Nationaler Liga* und *Nationaldemokratischem Verband* gibt einen Hinweis darauf, dass die KPÖ 1949/50 nicht von langer Hand eine potenzielle „Blockpartei“ im Sinne der NDPD in der DDR zu etablieren versuchte, sondern dass sie zu diesem Zeitpunkt flexibel auf Differenzierungsprozesse im VdU reagierte, um daraus einen politischen Nutzen zu ziehen.

Während der *Nationaldemokratische Verband* bereits nach wenigen Monaten an Bedeutung verlor,³² entwickelte sich die *Nationale Liga* zu jener Option, mit der die KPÖ bis 1955 minderbelastete „Ehemalige“ zu beeinflussen versuchte. Einem sowjetischen Bericht zufolge stützte sich die Liga auf ehemalige „kleine“ Nazis, die keine Verbrechen begangen hatten, und auf ehemalige Mitglieder und Wähler des VdU, die unzufrieden waren „mit dem neofaschistischen und proamerikanischen Kurs der Verbandsführung“. Ihre Tätigkeit war zunächst auf Wien und Niederösterreich konzentriert.³³ Inhaltlich setzte sich die *Nationale Liga* für die Neutralität Österreichs, gegen die einseitige Westorientierung und den Marshall-Plan sowie für eine Verständigung mit dem Osten ein.³⁴ Ihre Aktivitäten wurden von Beginn an von der sowjetischen Besatzungsmacht – über den Weg der KPÖ – finanziell unterstützt.³⁵

Wenige Monate nach ihrer Gründung waren bei einer öffentlichen Versammlung der *Nationalen Liga* im Bayrischen Hof in Wien etwa 500 Teilnehmer anwesend. Slavik soll dort, der sozialdemokratischen *Arbeiter-Zeitung* zufolge, eine „kommunistische Rede“ gehalten haben.³⁶ „Wer sich mit dem Ausbau Österreichs zu einem Brückenkopf der Westmächte nicht einverstanden erklärt, wird als ‚Kryptokommunist‘ und als Emissär Rußlands oder der Volksdemokratien verleumdet. [...] Wir sind bei Gott keine Kommunisten; wir glauben nicht an die Richtigkeit marxistisch-bolschewistischer Doktrinen. Wir sind aber nicht gesonnen, uns mit antikomunistischen Schlagworten zu Landsknechten der westlichen Plutokraten machen zu lassen“, trat die *Nationale Liga* dem Vorwurf entgegen, „kryptokommunistisch“ orientiert zu

sein.³⁷ Mit dem Bekenntnis zu einer „sozialistischen Volksgemeinschaft“³⁸ wurde die Opposition zur kapitalistischen Restauration in Österreich zum Ausdruck gebracht, allerdings in Abgrenzung zur Klassenkampfrhetorik der KPÖ und in deutlicher Anlehnung an die NS-Terminologie.

Der Mitgliederstand der *Nationalen Liga* blieb zunächst überschaubar: Anfang Dezember 1950 wurden 359 Mitglieder ermittelt, Ende Jänner 1951 474, davon 221 in Wien, 95 in Niederösterreich, 87 in der Steiermark, 33 in Oberösterreich und 29 in Salzburg. Die seit März 1950 von der Liga herausgegebene Zeitung *Österreichischer Beobachter* hatte zu diesem Zeitpunkt einen Gesamtabsatz von knapp 3.900 Exemplaren.³⁹ Angebliche Angaben von Adolf Slavik, wonach die Auflage der Zeitung von derzeit 50.000 auf 100.000 Stück gesteigert werden sollte, gingen entweder auf seine Prahlerei zurück oder waren der üblichen Unzuverlässigkeit von Geheimdienstberichten geschuldet.⁴⁰ 1953 stieg die Mitgliederzahl der *Nationalen Liga* leicht auf 544 an, davon 195 in Wien, 129 in Niederösterreich, 80 in Oberösterreich, 54 in der Steiermark, 48 in Salzburg und 21 in Kärnten. Die Auflage des *Beobachters* betrug in diesem Jahr 8.000 Stück bei 1.142 AbonnentInnen. Von 1952 bis Jahresbeginn 1953 hatte die Liga – vor dem Hintergrund des Nationalratswahlkampfes – 257 öffentliche Veranstaltungen durchgeführt.⁴¹

Schwächung des VdU

Für die KPÖ erfüllte die *Nationale Liga* zwei Zwecke: Zum einen wurde sie als Möglichkeit genutzt, inhaltlich auf Kreise ehemaliger NationalsozialistInnen einzuwirken, weshalb frühzeitig seitens der SPÖ gegen die „Kommunazis“ polemisiert wurde.⁴² Zum anderen war diese Vereinigung ein Vehikel, um den von der KPÖ als neofaschistisch bekämpften und prowestlich orientierten VdU zu schwächen. In dieser Hinsicht

NATIONALE LIGA

**Kapitalismus
oder Sozialismus?**

DAS IST DIE FRAGE!

Unsere Versammlungen:

Donnerstag, 7. Dezember, 20 Uhr:
1. Bezirk, Schupfengasse 3, Restauration Graf. Redner: Truger, Kacerovsky

Freitag, 8. Dezember, 20 Uhr:
10. Bezirk, Michaelerstraße 15, Restauration Trüchel. Redner: BO Haidner, Dr. Slavik

Montag, 11. Dezember, 20 Uhr:
20. Bezirk, Gubelplatz 1, Gasthaus Miksch. Redner: Herm. Micheltsch, Walthar Truger

Mittwoch, 13. Dezember, 20 Uhr:
3. Bezirk, Landstraßer Hauptstraße 45, Gasthaus Flegl. Redner: Truger, Kacerovsky

Freitag, 15. Dezember, 20 Uhr:
10. Bezirk, Favoritenstraße 99, „Rosenalie“. Redner: W. Truger, Kurt Kacerovsky

**Frontkameraden!
Männer und Frauen!
Hört unsere Antwort!**

Leset unser Kampfblatt „ÖSTERREICHISCHER BEOBACHTER“

Plakat der „Nationalen Liga“ vom Dezember 1950

konnten nicht unbeträchtliche Erfolge erzielt werden, gelang es doch den Slavik-Anhängern, den VdU in Niederösterreich zu spalten und aktionsunfähig zu machen. Bereits im Oktober 1949 hatte dieser ein katastrophales Wahlergebnis von nur 4,3 Prozent erreicht und war auch bei den gleichzeitig stattfindenden Landtagswahlen in diesem Bundesland ohne Mandat geblieben.⁴³ Im Mai 1950 wurde die dortige VdU-Landesleitung wegen ihrer „prokommunistischen Haltung“ abgesetzt.⁴⁴ Der niederösterreichische Landesobmann und Badner Gemeinderat Ferdinand Haidner trat darauf zur *Nationalen Liga* über, zu deren Bundesobmann er noch im selben Jahr aufstieg. 18 Bezirksleiter des VdU folgten seinem Beispiel.⁴⁵ Dass Haidner für seinen Übertritt mit einem gutbezahlten Posten in der USIA belohnt worden sei, gehört zu den zahlreichen unbewiesenen Behauptungen des Kalten Krieges,⁴⁶ die Jahrzehnte später von Fachhistorikern, die mit den Methoden der Quellenkritik vertraut sein sollten, bereitwillig aus der zeitgenössischen Presseberichterstattung abgeschrieben werden.⁴⁷ 1953 konnte seitens der KPÖ eingeschätzt werden, dass die Liga ihrer Aufgabe, „unter den reaktionären Schichten zu wirken bzw. dem reaktionären Einfluss auf die Schichten der ‚Ehemaligen‘ und sonst



Plakat der „Nationalen Liga“ vor ihrer Selbstauflösung im Juni 1955

oppositionellen Arbeiter- und Mittelschichten entgegenzuwirken, nach Maß der Kräfte der NL gerecht wird“.⁴⁸

Die Unterstützung, die der *Nationalen Liga* seitens der KPÖ gewährt wurde, stand in einem permanenten Spannungsverhältnis zum antifaschistischen Charakter der Partei. In der Forschungsliteratur wird die Politik der KPÖ gegenüber der Liga mitunter als „Akt der reinen Anbiederung“ interpretiert, der ihre Glaubwürdigkeit als antifaschistische Kraft „erheblich in Frage“ stelle.⁴⁹ Unklar bleibt dabei, ob sich diese Einschätzung auf die simple Tatsache bezieht, dass die KPÖ versucht hat, „Ehemalige“ für ihre politischen Ziele zu gewinnen und die *Nationale Liga* in weitester Hinsicht in ihre Bündnispolitik einzubeziehen, oder ob von einer inhaltlichen „Anbiederung“ ausgegangen wird. Konkrete Hinweise darauf bleiben die genannten AutorInnen schuldig. Aus meiner Sicht war die Unterstützung der *Nationalen Liga* ein realpolitischer Versuch der KPÖ, stabilere und nachhaltigere Formen zu finden, um ehemalige NSDAP-Mitglieder, die auf dem Boden des demokratischen Wiederaufbaus standen, im Sinne der Partei zu beeinflussen. Es wurde von den „Ehemaligen“ nicht verlangt, dass sie sich zur Gänze der kommunistischen Weltanschauung anschließen. Die Kooperation sollte vielmehr auf das 1952/53 letztlich auch von der *Volksopposition* vertretene Programm (für Frieden und Neutralität, Opposition gegen die Regierungspolitik, Ablehnung der Westorientierung und des Antikommunismus, Verständigung mit der Sowjetunion) konzentriert sein. Es

wird auch schwer ein Argument ausmachen sein, warum die organisatorische Erfassung ehemaliger NSDAP-Mitglieder unter diesen inhaltlichen Gesichtspunkten nicht legitim gewesen sein sollte, zumal der Hauptzweck dieser Formierung darin bestand, den VdU als Träger des Neofaschismus zu schwächen. So wurde 1954 die „Schwächung, Zersetzung bzw. Spaltung des VdU“ erneut als wichtigster Zweck der Liga ausgemacht. Auch bei den Wiener Gemeinderatswahlen in diesem Jahr habe die Liga „die Taktik des Zersetzens und der Förderung von Spaltungserscheinungen“ im VdU eingeschlagen, wie KPÖ-intern eingeschätzt wurde.⁵⁰

Insgesamt sind keine inhaltlichen Zugeständnisse der KPÖ gegenüber der *Nationalen Liga* erkennbar, etwa solche, die auf eine Relativierung der nationalsozialistischen Vergangenheit ihrer Mitglieder geschweige denn auf eine Reaktivierung des Nazismus abgezielt hätten. Selbst Slavik stellte gegenüber der KPÖ von Beginn an klar, dass es bei der *Nationalen Liga* nicht darum gehe, ehemaligen NS-Funktionären eine Plattform für „eine politische Betätigung und neue Funktionärsstellen zu verschaffen“. Aufgrund ihrer „geschichtlichen Belastung“ könnten diese nicht mehr berufen sein, eine politische Rolle zu spielen. Es wäre „ein verbrecherisches Unternehmen“, eine solche Bewegung zu gründen, weshalb er auch „gegen jede neonazistische oder faschistische Tendenz innerhalb der NL [...] mit aller Entschiedenheit auftreten“ werde.⁵¹ Gleichzeitig hielt Slavik an dieser Stelle fest, dass er sich dessen bewusst sei, „daß meine Arbeit und die

meiner Mitarbeiter von Seiten der KPÖ und der russischen Besatzungsmacht mit scheelen Augen verfolgt wird“. Nach den Geschehnissen der vergangenen Jahre sei „ein solcher Argwohn“ auch begründet, weshalb er sowohl die KPÖ als auch die sowjetische Besatzungsmacht um ein „Vorschussvertrauen“ ersuchte.⁵²

Die KPÖ ließ in ihren bündnispolitischen Zusammenhängen schließlich tatsächlich größte Vorsicht walten, etwa als am österreichischen Friedenskongress im Juni 1950 keine „offizielle“ Delegation zugelassen wurde,⁵³ sondern ein ehemaliger Wehrmachtssoldat – ohne Bezugnahme auf die *Nationale Liga* – dafür eintrat, dass sich die Frontsoldaten des Weltkriegs zu den „aktivsten Kämpfern für den Frieden“ entwickeln sollten.⁵⁴ Insgesamt ging es der KPÖ vor allem darum, inhaltlich auf ehemalige NSDAP-Mitglieder einzuwirken, anti-kommunistische Vorurteile abzubauen sowie prosowjetische und gegen die Westintegration gerichtete Stellungen zu bewirken. Direkte Beziehungen zwischen KPÖ-Strukturen und *Nationaler Liga* oder gar gemeinsame öffentliche Aktionen gab es hingegen kaum. Als etwa 1952/53 von der KPÖ das Wahlbündnis *Österreichische Volksopposition* geschmiedet wurde, wurde die *Nationale Liga* als Organisation formal nicht eingebunden. Die Liga verabschiedete nicht einmal einen Wahlauftrag für die *Volksopposition*, sondern rief – in Abstimmung mit der KPÖ – dazu auf, ungültig zu wählen.⁵⁵ Zweck dieses Schachzugs war, die Liga angesichts der weiterhin angestrebten Spaltung des VdU in den Augen von dessen Wählerschaft nicht völlig als KPÖ-nahe zu kompromittieren.⁵⁶

Mythen über die „Nationale Liga“

Auf offensichtlicher Missinterpretation bzw. nicht korrekter Wiedergabe von Quellen beruhen zwei in der wissenschaftlichen Literatur anzutreffende Äußerungen über die *Nationale Liga*. Beide haben die angebliche Aufnahme ehemaliger NationalsozialistInnen in die KPÖ zum Inhalt. Nicht zutreffend ist die Behauptung des Wiener Universitätsprofessors Wolfgang Mueller, wonach die KPÖ im Zuge ihrer Zusammenarbeit mit der *Nationalen Liga* „zum Teil prominente Nationalsozialisten“ in die Partei aufgenommen habe.⁵⁷ Im als Beleg genannten Beitrag von Fritz Keller lässt sich eine entsprechende Aussage weder im Text noch in den von ihm zitierten Quellen nachweisen,⁵⁸ und es ist wohl

auch kein Zufall, dass keiner von diesen angeblich „prominenten Nationalsozialisten“ mit Namen genannt wird, da in Wahrheit kein einziger bekannter NSDAP-Funktionär der *Nationalen Liga* angehörte geschweige denn in die KPÖ aufgenommen wurde. Als wenig wahrscheinlicher Zusammenhang ist auch die von Mueller angeführte Erläuterung anzusehen, dass diese „prominenten Nationalsozialisten“ im Gegenzug zu ihrer angeblichen Aufnahme in die KPÖ „Resolutionen des kommunistisch dominierten ‚Österreichischen Friedensrates‘“ unterstützt hätten, waren doch solche friedenspolitischen Initiativen aus KPÖ-Sicht einzig und allein in bündnispolitischer Hinsicht von Interesse. Die Integration dieser „Ehemaligen“ in die Partei selbst hätte hingegen deren Repräsentativität und Ausstrahlungskraft im Rahmen der Friedensbewegung ad absurdum geführt.

Wenngleich auf einen sowjetischen Bericht gestützt, ist auch die zweite Behauptung Wolfgang Muellers, wonach im August 1950, also wenige Monate nach ihrer Gründung, 120 Mitglieder der *Nationalen Liga* in die KPÖ aufgenommen worden wären, unplausibel. Im Gegenzug hätte sich die KPÖ – so Mueller – zur materiellen Unterstützung der *Nationalen Liga* bereit erklärt.⁵⁹ Ganz im Gegenteil zu dieser Deutung war die *Nationale Liga* der Versuch eines Transmissionsriemens, um die breite Masse der MitläuferInnen im Sinne der KPÖ-Politik beeinflussen zu können, und kein organisatorischer Rahmen, um kommunistisch gesinnte „Ehemalige“ als Mitglieder für die Partei zu gewinnen. Es wäre überdies ein seltsamer „Deal“ gewesen, bündnispolitische Erfolge wie die Unterstützung des Friedensrates durch „Ehemalige“ durch deren unmittelbaren Beitritt zur KPÖ gleich wieder zunichte zu machen. Die *Nationale Liga* wäre in diesem Fall noch stärker als (krypto)kommunistisch und als Instrument der KPÖ denunziert worden als dies ohnehin der Fall war. Mit einer solchen Strategie hätte sich die Partei dieses Transmissionsriemens geradezu beraubt.

„Prosowjetische Neonazigruppe“

Der Abschluss des Staatsvertrags im Mai 1955 führte zur Selbstauflösung der *Nationalen Liga*, die am 26. Juni 1955 auf einem außerordentlichen Bundesverbandstag beschlossen wurde. Bereits in den Monaten zuvor war im Polbüro der KPÖ die weitere Arbeit der *Nationalen Liga* bzw. ein Ende ihrer Aktivitäten zur

Diskussion gestanden.⁶⁰ Zu korrigieren ist der in der Forschungsliteratur anzu-treffende Befund, wonach die *Nationale Liga* im Zuge ihrer Auflösung ihre Mitglieder „indirekt“ zum Beitritt zur KPÖ aufgerufen habe.⁶¹ Tatsächlich ist in der angeführten zeitgenössischen Belegstelle – einem Bericht im *Österreichischen Beobachter* – nur vom gemeinsamen Kampf der Liga-Anhänger „mit fortschrittlichen Kräften für die Sicherung der Unabhängigkeit und eine gerechte, soziale Neuordnung“ die Rede⁶² – eine Formulierung ganz in der Rhetorik der allgemeinen bündnispolitischen Orientierung der KPÖ. „Die Mitglieder und Anhänger der Nationalen Liga werden [...] zukünftig mit den fortschrittlichen Kräften Österreichs, besonders mit den Arbeitern, für soziale Gerechtigkeit kämpfen, aber auch für die Sicherung der demokratischen Rechte und gegen jede Spielart des Faschismus“, wurde im Zentralorgan der KPÖ die Entschließung der *Nationalen Liga* wiedergegeben.⁶³ Offen bleibt auch die Frage, welchen Nutzen sich beide Seiten – also sowohl die KPÖ als auch die wenigen hundert Mitglieder der *Nationalen Liga* – von solch einem Beitritt hätten versprechen sollen. Mit Ausnahme von Walter Truger, der bis 1955 als stellvertretender Bundesobmann der *Nationalen Liga* fungierte,⁶⁴ trat jedenfalls kein einziges Liga-Mitglied in weiterer Folge im KPÖ-Umfeld in Erscheinung. Truger war nach 1955 als Redakteur beim *Österreichischen Friedensrat* tätig, ab 1959 beim *Neuen Österreich* und bis 1967 bei von der KPÖ herausgegebenen Medien.⁶⁵

Resümierend war die *Nationale Liga* weder eine Organisation „schwer belasteter Nationalsozialisten“⁶⁶ und auch keine „prosowjetische Neonazigruppe“,⁶⁷ wie sowohl in zeitgenössischen politischen Auseinandersetzungen als auch in der neueren wissenschaftlichen Literatur zu lesen ist, denn eine neonazistische Organisation hätte gemäß dem im Verfassungsrang stehenden Verbotsgesetz gar nicht zugelassen werden dürfen. Die *Nationale Liga* war vielmehr der weitgehend erfolglose Versuch der KPÖ, auch im Bereich der „Ehemaligen“ Kräfteverhältnisse grundlegend in Bewegung zu bringen und dort mit prosowjetischen und regierungskritischen Haltungen Fuß zu fassen. Als kommunistische „Tarnorganisation“ stigmatisiert, hatte die *Nationale Liga* jedoch – ebenso wie die KPÖ selbst – von vornherein keine Chance. Sie blieb wirkungslos und innenpolitisch irrelevant.

Anmerkungen:

1/ Die Wiedergeburt Österreichs. Die Stellung der Kommunisten im nationalen Freiheitskampf des österreichischen Volkes. Moskau 1944, S. 8.
2/ Freiheit! Frieden! Österreich! Das Referat des Genossen Koplenig auf der Wiener Parteikonferenz am 13. Mai 1945. Wien 1945, S. 5 und 7.

3/ e.f. [Ernst Fischer]: Zur Lösung des Nazi-problems. Eine erste Antwort auf ungezählte Zuschriften, in: *Neues Österreich*, 10.6.1945, S. 2; Fischer, Ernst: Das brennende Nazi-problem. Der Widerhall unseres ersten Artikels, in: *Neues Österreich*, 20.6.1945, S. 2. Beide Artikel sind nachgedruckt in: ders.: Das Jahr der Befreiung. Aus Reden und Aufsätzen. Wien: Stern-Verlag 1946, S. 129–138.

4/ e.f. [Ernst Fischer]: Wahlrecht für Nazi?, in: *Neues Österreich*, 3.10.1945, S. 1–2, hier S. 1.

5/ e.f.: Zur Lösung des Nazi-problems.

6/ Fischer: Das brennende Nazi-problem.

7/ Stiefel, Dieter: Nazifizierung plus Entnazifizierung = Null? Bemerkungen zur besonderen Problematik der Entnazifizierung in Österreich, in: Meissl, Sebastian/Mulley, Klaus-Dieter/Rathkolb, Oliver (Hg.): Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955. Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst 1985. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1986, S. 28–36, hier S. 31.

8/ Bischof, Günter: ‚Opfer‘ Österreich? Zur moralischen Ökonomie des österreichischen historischen Gedächtnisses, in: Stiefel, Dieter (Hg.): Die politische Ökonomie des Holocaust. Zur wirtschaftlichen Logik von Verfolgung und „Wiedergutmachung“. Wien: Verlag für Geschichte und Politik, München: R. Oldenbourg Verlag 2001 (Querschnitte. Einführungstexte zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. 7), S. 305–335, hier S. 316.

9/ Bailer-Galanda, Brigitte: Die Entstehung der Rückstellungs- und Entschädigungsgesetzgebung. Die Republik Österreich und das in der NS-Zeit entzogene Vermögen. Wien, München: Oldenbourg Verlag 2003 (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Bd. 3), S. 45.

10/ Ernst Fischer spricht zu den Favoritner Kommunisten. Rede des Staatssekretärs Gen. Ernst Fischer auf der Bezirkskonferenz des 10. Bezirkes am 24. Juni 1945. Wien 1945 (Broschürenserie der Kommunistischen Partei Österreichs, Bezirksorganisation Favoriten, Nr. 4), S. 8.

11/ e.f.: Zur Lösung des Nazi-problems.

12/ Die Großen und die Kleinen, in: *Österreichische Volksstimme*, 16.12.1945, S. 1–2, hier S. 1.

13/ Auf falschen Wegen, in: *Österreichische Volksstimme*, 30.12.1945, S. 1–2, hier S. 1.

14/ Zentrales Parteiarchiv (ZPA) der KPÖ, Referat von Johann Koplenig auf der Wiener Funktionärskonferenz am 25.6.1945, S. 3.

15/ ZPA der KPÖ, Mitteilungsblatt der Wiener

- Stadtleitung der KPÖ, Nr. 4, 10.6.1945, S. 7; Rundschreiben der Wiener Stadtleitung der KPÖ an die Bezirksleitungen, 2. und 6.8.1945, S. 1.
- 16/ Vgl. dazu Mugrauer, Manfred: Eine untragbare Belastung“. Ehemalige NationalsozialistInnen in der KPÖ, in: Kuretsidis-Haider, Claudia/Schindler, Christine (Hg.): Zeithistoriker – Archivar – Aufklärer. Festschrift für Winfried R. Garscha. Wien: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes 2017, S. 283–306, hier S. 286–300.
- 17/ ZPA der KPÖ, Protokoll der Sitzung des Sekretariats des ZK der KPÖ am 26.2.1946, S. 3.
- 18/ ZPA der KPÖ, Schlusswort von Franz Honner am 1. Landesparteitag der KPÖ Niederösterreich, 23./24.3.1946, S. 4f.
- 19/ ZPA der KPÖ, Rundschreiben der Wiener Stadtleitung der KPÖ an die Bezirksleitungen, 8.3.1948, S. 1.
- 20/ ZPA der KPÖ, Bericht über die Entwicklung der Partei vom 13. Parteitag [1946] bis zum 1.1.1947, S. 3. In dieser Statistik fehlen allerdings die Zahlen aus Oberösterreich und Salzburg.
- 21/ Reiter, Margit: Zwischen Antifaschismus und Patriotismus. Die Haltung der KPÖ zum Nationalsozialismus, Antisemitismus und Holocaust, in: Bergmann, Werner/Erb, Rainer/Lichtblau, Albert (Hg.): Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M., New York: Campus Verlag 1995 (Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung Berlin, Bd. 3), S. 176–193, hier S. 184.
- 22/ Keller, Fritz: Stalinistischer Populismus – Die Nationale Liga, in: Pelinka, Anton (Hg.): Populismus in Österreich. Wien: Junius 1987 (Edition M), S. 110–122.
- 23/ Kommunazis. Auch die KPÖ hat eine unbewältigte NS-Vergangenheit, in: *profil*, Nr. 44/1987.
- 24/ Wiener Stadt- und Landesarchiv, 2.3.14.A1, LG Wien, Vg Vr 7846/47 v. 16.6.1948, Urteil gegen Adolf Slavik.
- 25/ ZPA der KPÖ, Adolf Slavik an Ernst Fischer, 7.6.1949, S. 1.
- 26/ ZPA der KPÖ, Adolf Slavik: Bericht über die „Nationale Liga“, 25.4.1950, S. 3f.
- 27/ ZPA der KPÖ, Adolf Slavik an Ernst Fischer, 12.6.1949, S. 1.
- 28/ ZPA der KPÖ, Bericht über eine Zusammenkunft mit Wilhelm Höttl in Altaussee am 24. und 29.8.1949, S. 1f.
- 29/ Höbelt, Lothar: Von der vierten Partei zur dritten Kraft. Die Geschichte des VdU. Graz, Stuttgart: Leopold Stocker Verlag 1999, S. 99. Hier falsch 2. statt 8. Bezirk.
- 30/ Neue Partei vor der Gründung, in: *Welt-presse*, 2.1.1950.
- 31/ „Nationale“ Versammlung unter KP-Saalschutz, in: *Wiener Tageszeitung*, 21.2.1950.
- 32/ Hegers östlich orientierte Partei zerfällt, in: *Wiener Kurier*, 30.5.1950.
- 33/ RGASPI 17/137/347/1–15, Bericht der Propagandaabteilung der SČSK für Österreich „Die Nationale Liga“, 4.8.1950, Dok. Nr. 68 in: Mueller, Wolfgang u.a. (Hg.): Sowjetische Politik in Österreich 1945–1955. Dokumente aus russischen Archiven. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2005, S. 663–679, hier S. 665 und 667.
- 34/ Für die Neutralität!, in: *Österreichischer Beobachter*, Nr. 2, Juni 1950, S. 2; Was will die Nationale Liga? Eine programmatische Erklärung, in: *Österreichischer Beobachter*, Nr. 8, 1.10.1950, S. 4.
- 35/ Vgl. RGASPI 82/2/1121/18–20, Johann Koplenig und Friedl Fünberg an Filippov [Josef Stalin], 21.10.1950, zit. nach: Mueller, Wolfgang: Die sowjetische Besatzung in Österreich 1945–1955 und ihre politische Mission. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2005, S. 217.
- 36/ Österreichisches Staatsarchiv/Archiv der Republik, BKA AA, II-pol, Kt. 142, Zeichen Österreich 3, Zl. 123.492–pol/50 v. 9.5.1950, Versammlung der „Nationalen Liga“ in Wien; Die Kommunazi des SS-Offiziers Slavik [sic]. Die niederösterreichische Landesleitung des VdU. wegen „prokommunistischer“ Haltung abgesetzt, in: *Arbeiter-Zeitung*, 12.5.1950, S. 1.
- 37/ Quer: Kryptokommunisten?, in: *Österreichischer Beobachter*, Nr. 1, Mitte März 1950, S. 2.
- 38/ Was will die Nationale Liga? Eine programmatische Erklärung, in: *Österreichischer Beobachter*, Nr. 8, 1.10.1950, S. 4.
- 39/ ZPA der KPÖ, Bericht über die Nationale Liga für Dezember 1950 und Jänner 1951, S. 3.
- 40/ Freedom of Information Act Electronic Reading Room, Nazi War Crimes Disclosure Act, Report, 25.9.1950, Subject: Dr. Slavik über die Erfolge seiner Bewegung, https://www.cia.gov/library/readingroom/docs/SLAVIK%2C%20ADO LF_0020.pdf [1.1.2017].
- 41/ ZPA der KPÖ, Information über die Nationale Liga, 1.6.1953, S. 1.
- 42/ KHS [Karl Hans Sailer]: Kommunazi, in: *Arbeiter-Zeitung*, 13.5.1950, S. 1–2.
- 43/ Klösch, Christian: Das „nationale Lager“ in Niederösterreich 1918–1938 und 1945–1996, in: Eminger, Stefan/Langthaler, Ernst (Hg.): Niederösterreich im 20. Jahrhundert, Bd. 1: Politik, hg. vom Niederösterreichischen Landesarchiv. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2008, S. 564–600, hier S. 589.
- 44/ Die Kommunazi, in: *Arbeiter-Zeitung*, 16.5.1950, S. 2.
- 45/ VdU-Führung Niederösterreichs bei der „Nationalen Liga“, in: *Der Abend*, 15.5.1950, S. 2.
- 46/ Vom VdU zu den Nationalbolschewisten, in: *Welt-presse*, 15.5.1950; Da liegt der Hund begraben, in: *Alpenruf*, 20.5.1950.
- 47/ Mueller: Besatzung, S. 218f.; Karner, Stefan: Das „Dritte Lager“ aus der Sicht der Sowjetunion 1945–1956 und 1983–1986, in: Bericht der Historikerkommission. Analysen und Materialien zur Geschichte des Dritten Lagers und der FPÖ, hg. vom Freiheitlichen Bildungsinstitut. Wien 2019, S. 285–322, hier S. 303.
- 48/ ZPA der KPÖ, Information über die Nationale Liga, 1.6.1953, S. 2.
- 49/ Reiter: Zwischen Antifaschismus und Patriotismus, S. 184; ähnlich: Keller: Stalinistischer Populismus, S. 111.
- 50/ ZPA der KPÖ, Bericht über die Tätigkeit der „Nationalen Liga“ vor den Wiener Gemeinderatswahlen am 17. Oktober 1954, 7.10.1954, S. 1 und 3.
- 51/ ZPA der KPÖ, Adolf Slavik: Bericht über die „Nationale Liga“, 25.4.1950, S. 3f.
- 52/ Ebd., S. 5.
- 53/ ZPA der KPÖ, Protokoll der Sitzung des Sekretariats des ZK der KPÖ am 31.5.1950, S. 2.
- 54/ Der Friedenskongreß. Bericht über die Tagung des Ersten Österreichischen Friedenskongresses in Wien am 10. und 11. Juni 1950, S. 41 (Rede von Kuczerovsky).
- 55/ Wahlbeschuß der Nationalen Liga, in: *Österreichischer Beobachter*, Nr. 1, 10.1.1953, S. 1–2, hier S. 2.
- 56/ ZPA der KPÖ, Information über die Nationale Liga, 1.6.1953, S. 6.
- 57/ Mueller: Besatzung, S. 214–219, hier S. 215.
- 58/ Keller: Stalinistischer Populismus, S. 111 und 113. Die von Keller angeführten Quellen geben allein über Gespräche von Ernst Fischer mit ehemaligen HJ-Führern um Ludwig Jedlicka im Herbst 1946 Auskunft, über angebliche „Verhandlungen“ des oberösterreichischen Landesobmanns der KPÖ Franz Haider mit einem Ex-NSKK-Obersturmführer im Jahr 1949, über die Tatsache, dass „Ex-Nazis“ 1949 eine Resolution des *Österreichischen Friedensrates* unterzeichneten, sowie über Vorgänge rund um die Konstituierung des Betriebsrats im Kraftwerk Kaprun im Jänner 1952, nachdem der VdU dort die Mehrheit errungen hatte.
- 59/ Mueller: Die sowjetische Besatzung in Österreich 1945–1955, S. 215.
- 60/ ZPA der KPÖ, Protokolle der Sitzungen des Polbüros des ZK der KPÖ am 4.1.1955 und 3.2.1955.
- 61/ Keller: Stalinistischer Populismus, S. 116; Klösch: Das „nationale Lager“, S. 591.
- 62/ Bekenntnis zu Österreich, in: *Österreichischer Beobachter*, Nr. 13, 30.6.1955, Sonderausgabe, S. 1.
- 63/ Deutschnational – mit Unabhängigkeit unvereinbar, in: *Österreichische Volksstimme*, 28.6.1955, S. 3.
- 64/ Bundesverbandstag der Nationalen Liga. Unser Kampf war erfolgreich, in: *Österreichischer Beobachter*, Nr. 12, 18.6.1955, S. 1–4, hier S. 1.
- 65/ ZPA der KPÖ, Walter Truger: Fragebogen, 25.11.1963.
- 66/ Reiter, Margit: Die Ehemaligen. Der Nationalsozialismus und die Anfänge der FPÖ. Göttingen: Wallstein Verlag 2019, S. 147–149, hier S. 148.
- 67/ Mueller: Besatzung, S. 217.

Frau(en) im Spannungsfeld

Berta Lask und das proletarisch-revolutionäre Theater

KONSTANTIN PAUL

Das Ende des Ersten Weltkriegs markiert den Übergang in eine neue Epoche, eine neue Ära, die einerseits hart erkämpft wurde, andererseits in großem Ausmaß unvollkommen blieb. Die Novemberrevolution beendete 1918 nicht nur den Krieg für Deutschland, sie formte das Land auch in eine Republik, erweiterte die Demokratie, führte Grundrechte für Frauen ein und beendete Adelsprivilegien. Erkämpft wurde dieser Fortschritt in erster Linie durch spontane proletarische Massenkaktionen mit basisdemokratischen Grundzügen, die sich in der Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten äußerten. Diese tiefgreifenden Veränderungen mussten zwangsläufig eine Auswirkung auf das Schaffen von TheatermacherInnen, besonders auf kommunistische, haben. Das Theater als einzigartiges Medium, als Raum, in dem sich soziale Konflikte unmittelbar vor meinen Augen entfalten, konnte von dieser Zäsur nicht unberührt bleiben.

Kampf um ein „Proletarisches Theater“

Die schlagartige Freiheit stellte die KünstlerInnen allerdings auch vor eine große Herausforderung: Wie soll man für diese neue Zeit Theater und Literatur machen? Letztere war auf die Novemberrevolution in keinsten Weise vorbereitet. ExpressionistInnen waren die ersten, die sich um Neuerungen bemühten, doch deren Mittel waren völlig unzureichend, um auf die ständigen tiefgreifenden Neuerungen antworten zu können – zumal sie inhaltlich keine einheitliche Programmatik hatten. Viele von ihnen wandten sich dem Kommunismus zu, ersetzten den Menschen durch den Genossen Arbeiter. Das Ziel kommunistischen Theaters war klar: es sollte das Klassengefühl stärken, politische Zusammenhänge klar und unmissverständlich aufarbeiten und im besten Falle die Zuschauer zu Aktionismus bewegen. Doch das „Wie“, der Weg dorthin, war höchst umstritten.

Als eine erste Koryphäe erwies sich Erwin Piscator. Der Regisseur, der durch den Ersten Weltkrieg zum Spartakusbund gefunden hatte, gründete 1920 eine Bühne, welche er *Proletarisches Theater*

nannte und die eine Institution für das Arbeiterpublikum werden sollte. Aus Mangel an vorhandenen Werken, schrieb man häufig kollektivistisch neue Theaterstücke. Das Wort „Kunst“ verbannte Piscator aus dem Programm. Das Theater sollte ein Propaganda- und Agitationsbetrieb sein mit klarem politischen Ziel. Lange konnte die Bühne allerdings nicht überleben: bereits nach sechs Monaten ließ der sozialdemokratische Polizeipräsident das Theater schließen. Uneinigkeiten über die Richtung des Theaters in kommunistischen Kreisen und die ständig währende Geldnot durch ein wenig zahlungskräftiges Publikum trugen zum Ende bei.

Piscator entwickelte seinen Ansatz trotzdem weiter. In den darauffolgenden Jahren inszenierte er große politische Revuen. Er wandte dabei eine der Montagetheorie von Sergej Eisenstein ähnliche Verfahrensweise an, die er „episches Theater“ nannte und bei der Szenen zwar lose aufeinander folgen, aber durch ihre Reihung ein eindeutiger Endeffekt, eine politisch-emotionale Sogwirkung, entsteht. Verstärkt wurde dieser Effekt durch den Einsatz unterschiedlicher Medien und Technik, wie z.B. großflächige Filmprojektionen. Diese Technik war Grundlage seiner weiteren Inszenierungen, die – so wie die Revuen – häufig große Erfolge waren.¹ Damit wandte er sich theoretisch gesehen von seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem Kunstbegriff ab, indem er mit diesem Verfahren zur Übertragung der Propaganda eine neue Ästhetik schuf, ergo Kunst.

Piscators Abkehr vom einfachen, zielgerichteten Polittheater blieb alles andere als unkommentiert. Am 19. Oktober 1928 wurde in Berlin der *Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller* (BPRS) gegründet.² Die Gründung war eine Folge bereits gescheiterter Versuche, kommunistische SchriftstellerInnen vom Amateur bis zum Profi in einer Organisation zusammenzuführen. Ein anderes Ziel war aber auch eine stärkere Einflussnahme der KPD auf das kommunistische Literaturwesen unter dem Eindruck der bereits begonnenen Stalinisierung in der Sowjetunion, indem Schriften „gegen Trotzismus, gegen die

Gefahren der Rechten und der Mitläufer“³ gefördert werden sollten. Unter den Gründungsmitgliedern des BPRS befand sich eine Schriftstellerin, die bis dahin durchaus größere Erfolge verbuchen konnte: Berta Lask.

Die schreibende Dogmatikerin

Berta Lask wurde 1878 im damals österreichischen Teil Polens, in Wadowice, in eine bürgerliche Fabrikantenfamilie geboren.⁴ Als sie, anders als ihr Bruder, der ein Gymnasium abschließen darf, eine Höhere Töchterschule besuchen musste, kam sie mit der bürgerlichen Frauenbewegung in Kontakt. Über jenen Bruder, dem Philosophen Emil Lask, nahm sie später an soziologischen Debatten in seinem Salon teil. 1901 heiratete sie den Arzt Louis Jacobsohn und siedelte nach Berlin über.⁵ 1906 verfasste Lask ihr erstes dramatisches Werk mit dem Titel „Die Pöpstin“, welches 1911 uraufgeführt wurde. 1912 schrieb sie ein naturalistisches Stück „Auf dem Hinterhof, vier Treppen links“ (in ihrem Nachlass benannt als „Auf dem Hof, vier Treppen links“), das bereits ihre Anteilnahme an der Situation des Proletariats zeigt. In weiteren Werken verfolgte sie einen aktivistischen Expressionismus.⁶ Setzte sie sich in diesen noch für eine gewaltfreie Revolution ein, gab sie diese Position ab 1919 nach und nach auf, als sie erkannte, dass jenes Dogma die bereits herrschende Gewalt stützt. In den 1920er Jahren schrieb sie mehrere politische Sprechchöre und wurde Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Obgleich sie heute eine aus verschiedenen Gründen eher vergessene Schriftstellerin ist, sind ihre Dramen „Thomas Müntzer – Dramatisches Gemälde des Deutschen Bauernkrieges von 1525“ (1925), „Leuna 1921 – Drama der Tatsachen“ und „Giftgasnebel über Sowjetrußland – Revue-Drama in 35 Szenen“ (beide 1927) ihre bekanntesten Werke, zumal alle direkt nach ihrer Erstaufführung in Umsetzung und Buchform unter die Zensur fielen und verboten wurden.⁷ Sie zählt zu den in der Weimarer Republik verfolgten SchriftstellerInnen, da sie aktiv am Schreiben gehindert wurde – sogar durch eine Anklage wegen Hochverrats.⁸



Berta Lask (1878–1967)

Lask verfasste 1930 eine Kritik des kurz zuvor erschienenen Buches „Das Politische Theater“ von Erwin Piscator, in dem er seine Theorie detailliert offenlegt. In diesem Beitrag wirft sie Piscator vor, zu große egozentrische Regiekunst zu betreiben, statt das „erfochtene politische Theater mit revolutionärem Inhalt zu füllen“.⁹ Sie positioniert sich gegen künstlerische Interventionen zur Überwindung des bürgerlichen Theaters – allein die Notlage des Proletariats als dramatisches Sujet soll diese Aufgabe übernehmen.¹⁰ Der Inhalt steht damit nicht nur über der Form, sondern die Form folgt dem Inhalt, nachdem dieser allein die Schranken des bürgerlichen Theaters durchbrochen hat. Lediglich in einem Punkt findet sie mit Piscator eine Gemeinsamkeit, nämlich wenn dieser schreibt, dass das Schicksal des Massenkollektivs der „heroische Faktor“¹¹ der neuen Dramatik ist. Ziel ist für Lask das Kollektiverlebnis: das Individuum im Publikum soll seinen Platz in der Masse finden und erkennen.¹²

Spannungsfeld Drama: „Die Befreiung“

Trotz aller Dogmen und künstlerischen Starrsinns weiß Lasks Werk auch zu überraschen. Ihr Drama „Die Befreiung. Sechzehn Bilder aus dem Leben der deutschen und russischen Frauen“ entstand als erstes proletarisch-revolutionäres und wurde am 8. März 1925, dem (kommunistischen) Internationalen Frauentag, zum ersten Mal aufgeführt. Unklarheit herrscht über die Verantwortlichkeit der Regie am Abend der Uraufführung. Während ein zeitgenössischer Artikel, auf den sich vermutlich auch

Klaus Kändler bezieht, Erwin Piscator als Regisseur erwähnt, gibt es im Nachlass von Berta Lask eine handschriftliche Notiz auf einem Abdruck des Artikels, der sie selbst als Regisseurin ausweist.¹³

Das Drama behandelt im Wesentlichen die Lebenswege einer deutschen Proletarierin, Anna, und einer russischen Bäuerin, Darja, vom Beginn des ersten Weltkriegs bis zu den beginnenden Zwanziger Jahren. Letztere muss in einem russischen Dorf unter ihrem gewalttätigen Mann und dessen ebenso brutalen Vater leben und schuften. Dank einer Kämpferin emanzipiert sie sich und traut sich offen den Sinn des Krieges zu hinterfragen, als ihr Mann für den Krieg einberufen werden soll. Die Armut am Land während des Krieges zwingt sie mit ihren Kindern nach Petrograd, wo sie in einer Fabrik schuften muss, bei einer Freundin Lesen und Schreiben lernt, bis schließlich die Oktoberrevolution einzieht und mit ihr auch wieder ihr Mann Wassil. Fortan macht sie sich einen Namen als aktivistische Arbeiterin im Betrieb, deckt den Betrug des Direktors auf, der durch Sabotage sein altes Privateigentum aneignen will, und wird von der Belegschaft zur neuen Fabriksdirektorin ernannt.

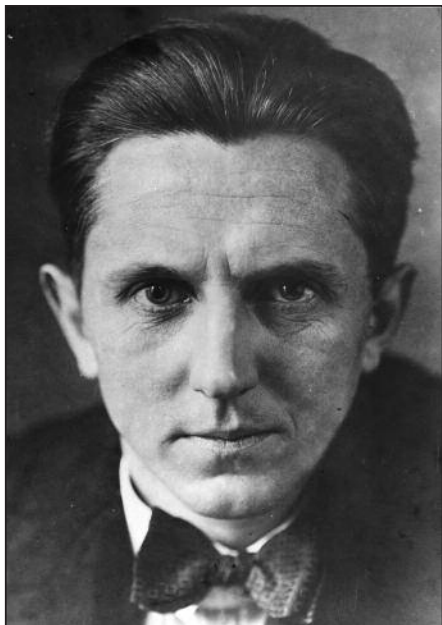
Anna muss zu Beginn ihrer Handlung den feierlichen Auszug der deutschen Truppen unter dem Jubel der (überwiegend bürgerlichen) Bevölkerung erleben. Auch ihr Mann wird eingezogen, während sozialdemokratische Abgeordnete ihre Zustimmung zu den Kriegskrediten verkünden. Nun ohne Ehemann muss sie allein mit Gelegenheitsjobs für die zwei Kinder aufkommen, weigert sich aber in einer Munitionsfabrik anzufangen: die dort hergestellten Granaten töten am Ende auch nur (französische) Proletarier. Schließlich bricht die Novemberrevolution in Deutschland los, aus den Gefängnissen werden eingesperrte Kämpferinnen befreit und Anna reiht sich mit ihrem Mann in die Demonstrationen ein. Schließlich scheitert die Revolution, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht werden ermordet. Anna muss nun mit Soldaten, die illegal ihre Wohnung durchsuchen, zu-rechtkommen sowie mit Sozialdemokraten, die offensichtliche Lügen über die Bolschewiki verbreiten und sie öffentlich als „Spartakistenweib“ beleidigen. Das Stück endet mit einem kommunistischen Weltfrauenkongress, bei dem nicht nur Darja und Anna ihre Geschichte darlegen, sondern auch Arbeiterinnen aus Indien, Persien und Sibirien.

Die Oktoberrevolution ist geglückt, hat die Frauen befreit und soll nun Inspiration für die gesamte Welt sein.

Ein Werk voller Beziehungen

Interessant ist, wie Lask versucht, unterschiedliche Beziehungen neu zu ordnen. Zum einen ordnet sie das Individuum deutlich der Masse unter. Anna und Darja sind keine durchentwickelten Persönlichkeiten, eher Abbild von vielen individuellen Schicksalen ein und derselben Klasse. Ständig werden Bilder geschaffen, in denen Einzelfiguren in einer großen Bewegung aufgehen und zum anonymen Teil dieser werden – egal ob Krieg oder Revolution, schließlich sind es die großen Massenszenen, die die Geschichte vorantreiben.

Trotz aller Kritik hat Lasks Werk Ähnlichkeiten mit der Arbeit Erwin Piscators: für diesen war die Aufhebung der strengen Trennung von Bühnengeschehen und Publikumsraum die einzige Möglichkeit, Theater und Politik ganzheitlich zu betrachten.¹⁴ Lask versucht die Beseitigung der Distanz mit einem einfachen Mittel. Sie schreibt die Publikumsreaktionen in den Theatertext ein und damit auch vor. Das Drama beginnt mit einem Vorspiel, in dem eine Frau sich unter Rufen anderer Mitglieder des Publikums zur Bühne drängt. Sie fordert die „Regisseurin“, eine von einer Schauspielerin eingenommene Rolle, zur Rechtfertigung auf, da die Frau hinter der Aufführung Bourgeoisikunst vermutet.¹⁵ Die Positionierung der Figur der namenlosen Frau im Publikumsraum sowie die Verwendung des Berliner Dialekts soll Authentizität schaffen.¹⁶ Zudem erzeugt sie auch einen Konflikt, und damit erst einmal eine vorläufige Trennung von Bühne und Publikumsraum bei gleichzeitiger Aufhebung durch Kommunikation zwischen den beiden Sphären. Die Aktion ist eine Anleitung und gibt vor, mit welcher kritischen Haltung ProletarierInnen dem Theater allgemein begegnen sollen und wie das Stück zu interpretieren sei. Durch diesen dramaturgischen Griff wird nicht nur die vierte Wand geöffnet, sondern das (vermeintliche) Publikum direkt einbezogen und die Publikumsrezeption steuerbarer, da an einem Paradebeispiel gezeigt wird, wie KritikerInnen mangels Argumenten erstummen (sollen). Die Bilderfolge wird an zwei Stellen unterbrochen, um zur Publikumsintervention zurückzukehren. Im ersten Zwischenspiel wechselt die inhaltliche Kritik der Frau schnell in Neugier, die sich in einer Aufforderung



Erwin Piscator (1893–1966)

zum Weiterspielen äußert. Im zweiten und letzten Zwischenspiel hat jene Frau gar keinen Sprechtext mehr – die Kritikerin ist zum Ende des Stücks verstummt.¹⁷ Sie ist damit nicht nur im Kollektiv des sonst ruhigen Publikums aufgegangen, sondern die Dichotomie zwischen Bühne und Publikumsraum ist nun gänzlich aufgehoben.

Als dritter erwähnenswerter Aspekt sei schließlich die Beziehung zwischen Mann und Frau herausgestellt, die deutlich ambivalenter ist als die vorherigen. Die überwiegende Mehrheit der Rollen sind weiblich, das Stück kennt viele Szenen, die von weiblicher Emanzipation handeln und gipfelt in einem feministischen Weltkongress. Es sind die Frauen, die Missstände aufdecken und thematisieren. Die Männer hingegen scheinen sich im Drama stets der Staatsgewalt, also der herrschenden Klasse, blind unterzuordnen.¹⁸ Auf die drängenden Fragen von Darja, warum Wassil gehen muss, weiß dieser nur „Sei still, Darja, mein Weib. Wer zu den Soldaten ausgehoben wird, der muß fort“ zu antworten. Annas Mann Paul, der andeutungsweise gegen den Krieg ist, antwortet auf sehr ähnliche Weise: „Sei Still, Anna. Es hilft nun nichts. Für diesmal ist's vorbei.“¹⁹ Das Muster der hinterfragenden Frau und des obrigkeitshörigen Mannes wiederholt sich im Stück dann mehrfach an unterschiedlichen Stellen.

Andererseits sind Anna und Darja in ihren Rollen eher konservativ und passiv angelegt. Darja bleibt trotz Charakterisierung als neu politisierte und fest überzeugte Kommunistin im Moment der Revolution zuhause und beobachtet diese

nur vom Fenster aus, während die scheinbar geschlechtsneutrale Revolution sich als vorwiegend männlich geprägt zeigt,²⁰ da es vor allem Soldatenverbände sind, die der Massenbewegung zustößen. Auch Anna wird im Gegensatz zu ihrem Mann, der als Soldat und Revolutionär eindeutig tatkräftiger charakterisiert ist, über ihn als „Kriegerfrau“ identifiziert und als „Heimarbeiterin“ bezeichnet.²¹ Lediglich eine weibliche Nebenrolle, Nasdja, tritt in größere kämpferische Aktion, wenn sie in der zweiten Hälfte des Stücks Weißgardisten zurückdrängt und als Märtyrerin fällt. Der Tod in dieser Aktion ist aber sehr schnell und der Kampf kurz, um dem Anschein einer Vermännlichung von Frauen zu entgegen, der im damaligen Sozialismusverständnis nicht geduldet war.²²

Lieblos gepflegtes Vermächtnis

Das Werk Berta Lasks ist selbstverständlich um einiges größer als hier beschrieben. Sie war zudem politische Rednerin, trat gemeinsam mit Rosa Luxemburg auf und schrieb große Sprechchöre. Berta Lask ist eine äußerst interessante Dramatikerin. Eine selbstbewusste Frau, die die Konfrontation mit männlichen Koryphäen nicht scheute. Eine Dramatikerin, die die Neuerung und den Feminismus in ihren Werken suchte. Aber auch eine Dogmatikerin, die ihre Innovationen durch politischen Starrsinn gleich wieder im Keim erstickte. Lask ist auch nur eine Persönlichkeit im kommunistischen Theaterkreis von vielen. Der heutige Theaterbetrieb liebt Aktionismus, sucht Provokationen und birgt viel Energie. Doch Debatten um frühere Versuche, vor allem zu Zeiten der Weimarer Republik, finden nur in kleinen Kreisen statt. Selbst innerhalb kommunistischer Kreise hat man die breite Diskussion um Theorie und Ausrichtung verlernt. Viele interessante KünstlerInnen, ob gescheitert oder erfolgreich, ob flexibel oder dogmatisch, sind dabei in die Vergessenheit geraten. Über Berta Lask existiert bis heute keine in Buchform veröffentlichte Biografie.

Anmerkungen:

- 1/ Vgl. Manfred Brauneck: Theater im 20. Jahrhundert. Programmschriften, Stilperioden, Reformmodelle. Reinbek: Rowohlt 1991, S. 331f.
- 2/ Vgl. Dieter Schiller: Mehr als eine Episode. Vor 70 Jahren wurde der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller gegründet, in: *Neues Deutschland*, 19.10.1998.
- 3/ Archiv der Akademie der Künste (Berlin), Johannes-Becher-Archiv, Über die Tätigkeit des

Bundes Proletarisch-revolutionärer Schriftsteller im Jahr 1929, zit. nach: Edeltraud Korosa: Die schreibende Revolutionärin. Versuch einer Biographie über die Schriftstellerin Berta Lask. Diplomarbeit Universität Wien 1996, S. 111.

4/ Vgl. Klaus Kändler: Drama und Klassenkampf. Beziehungen zwischen Epochenproblematik und dramatischen Konflikt in der sozialistischen Dramatik der Weimarer Republik. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1974, S. 129.

5/ Korosa: Die schreibende Revolutionärin, S. 18.

6/ Kändler: Drama und Klassenkampf, S. 130.

7/ Vgl. ebd., S. 128.

8/ Korosa: Die schreibende Revolutionärin, S. 9.

9/ Berta Lask: Erwin Piscator: Das Politische Theater, in: *Die Linkskurve*, 2. Jg. (1930), Nr. 1, S. 19–20, hier S. 19.

10/ Vgl. ebd., S. 20.

11/ Erwin Piscator: Das Politische Theater, zit. nach ebd., S. 20.

12/ Vgl. Berta Lask: Über die Aufgaben der revolutionären Dichtung, zit. nach Kändler: Drama und Klassenkampf, S. 128.

13/ Korosa: Die schreibende Revolutionärin, S. 58.

14/ Vgl. Brigitte Marschall: Politisches Theater nach 1950. Wien, Köln, Weimar: Böhlau-Verlag 2010, S. 83.

15/ Berta Lask: Die Befreiung. Sechzehn Bilder aus dem Leben der deutschen und russischen Frauen, 1914–1920. Berlin: Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten 1926, S. 7.



16/ Vgl. Anna Sator: Berta Lasks *Die Befreiung* (1926). Betrachtungen zum Verhältnis von Frausein und Revolution, in: *GENDER. Magazin für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 13. Jg. (2021), Nr. 1, S. 124–137, hier S. 127.

17/ Lask: Die Befreiung, S. 30 und 65.

18/ Sator: Berta Lasks *Die Befreiung*, S. 129.

19/ Lask: Die Befreiung, S. 13 und 18.

20/ Sator: Berta Lasks *Die Befreiung*, S. 129.

21/ Lask: Die Befreiung, S. 3.

22/ Sator: Berta Lasks *Die Befreiung*, S. 130ff.

Das Bahnwärterhaus

Der Pongauer Kommunist und Wehrmachtsdeserteur Josef Mühlauer

ESCHE SCHÖRGHOFER

Ort der Handlung ist das Bahnwärterhaus nördlich des Bahnhofes Kuchl. Es steht nahe den Schienen Richtung Salzburg unweit der Salzach. Das Haus wirkt abgelegen, obwohl es in unmittelbarer Nähe einer Industriezone steht. Eine schmale Straße, eine Baumreihe und ein Bach trennen das Haus von einer Kleingartensiedlung. Mag sein, dass das Bahnwärterhaus in den 1940er Jahren noch gänzlich ohne Nachbarschaft zwischen Schienen und Salzach stand. Das Haus hat in der Richtung des Hügelkamms einen modernen Anbau. An dieser Stelle war zuvor ein Stall mit Heuboden. Vom 11. Dezember 1944 bis zum 8. Mai 1945 war dieser Heuboden über dem Stall das Versteck für Josef Mühlauer. Er war im Mai 1943 zur deutschen Wehrmacht eingezogen worden, nach einem Heimaturlaub ging er nicht mehr zurück an die Front.

Spurensuche nach Deserteuren

Seit einigen Jahren verfolge ich die biografischen Spuren ungehorsamer Soldaten aus dem Reichsgau Salzburg, die sich dem Dienst in der Deutschen Wehrmacht entzogen. Etwa 90 Namen jener Männer, die von der Militärjustiz verfolgt und verurteilt wurden, finden sich in den beiden vom *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* herausgegebenen Bänden der Edition „Widerstand und Verfolgung in Salzburg“ (1991). Weitere Hinweise auf das Leben dieser Männer finden sich in erster Linie in den erhalten gebliebenen Akten verschiedener Divisions- und Feldgerichte. Diese Akten stammen zum überwiegenden Teil aus Verfahren der Salzburger Divisionsgerichte 181 und 418. Nach Kriegsende lagerten über 5.000 Akten dieser und anderer Militärgerichte im Dachboden des Landesgerichts Salzburg. Diese Akten wurden in den 1950er Jahren nach Wien ins Kriegsarchiv ausgelagert. Von dort wurden sie 1987 ins Archiv der Republik übernommen. Aus den Bänden des DÖW sowie dem Aktenmaterial aus dem Archiv der Republik konnte ich bisher 40 Biografien von Salzburger Wehrmachtsdeserteuren umfassend rekonstruieren.

Die Zahlen und Namen des DÖW beziehen sich auf jene Deserteure, die ver-

folgt und/oder verurteilt wurden. Zahlreiche Deserteure wurden aber nie entdeckt und haben das Naziregime überlebt. Über diese Männer sind keine Akten vorhanden, und die Deserteure selbst haben nach 1945, oft auch innerhalb ihrer Familie, nicht über ihre Desertion gesprochen. Wie viele Deserteure es im Reichsgau Salzburg gab, ist nicht bekannt. Ebenso wenig wissen wir, wer die Männer waren, die sich der Verfolgung erfolgreich entziehen konnten.

Meine Liste der ungehorsamen Soldaten des Reichsgaus Salzburg umfasst inzwischen 180 Namen.¹ In folgenden Quellen habe ich diese Namen gefunden: In den Gerichtsakten der Salzburger Divisionsgerichte 181 und 418 finden sich oft Verweise auf andere Verfahren, in denen Personen der Fahnenflucht oder der unerlaubten Entfernung beschuldigt werden. Die Akten jener anderen Verfahren sind dann aber oft nicht auffindbar. Beispielsweise findet sich zu einem Goldegger Wehrmachtsdeserteur, der hingerichtet wurde, eine Straflistennummer, jedoch kein Akt. Mir ist nicht bekannt, weshalb so viele Akten der Militärjustiz verschwunden sind, und auf welche Weise sie verloren gegangen sind.

Beim genaueren Studium von Verfahrensakten bin ich öfters auf Namen von nicht am Verfahren beteiligten Personen gestoßen, die zum Zeitpunkt des Verfahrens bereits desertiert waren. Beispielsweise wurde ein Mann angeklagt und zum Tode verurteilt wegen eines Briefes, den er einem bereits desertierten Soldaten, dessen Name im Verfahren genannt wird, geschrieben hatte.

Von den 469 Stolpersteinen, die das *Personenkomitee Stolpersteine* in Salzburg bisher verlegt hat, erinnern 20 an zum Tod verurteilte Salzburger Deserteure. Einige dieser Namen sind auch in den Bänden des DÖW erwähnt. Diese 20 Namen habe ich ebenfalls in meine Liste der Salzburger Deserteure aufgenommen.² Schließlich habe ich in der Literatur³ und in den Salzburger Ortschroniken Hinweise auf Deserteure und in manchen Fällen auch deren Namen gefunden. Einige Lebensgeschichten von Deserteuren wurden zudem privat veröffentlicht.⁴

Wo es keine Akten gibt, kommt bei der Spurensuche manchmal der glückliche

Zufall zu Hilfe. Bei einer Veranstaltung in Salzburg lernte ich den Historiker Franz Spatenka kennen. Ab Ende der 1980er Jahre hat er, teilweise in Zusammenarbeit mit Josef Ausweger, für das Meinungsforschungsinstitut IFES lebensgeschichtliche Interviews geführt. Darunter waren auch einige Interviews mit Pongauer Kommunistinnen und Kommunisten. Einer von ihnen war Josef Mühlauer.⁵

Kommunistischer Eisenbahner

Josef Mühlauer wurde am 17. Oktober 1911 in Ellmau bei Kufstein geboren. Die Eltern sterben früh, ein hochchristlicher Mensch wird Mühlauers Vormund, der sich um den Buben nicht kümmert. Mit 15 Jahren ist Mühlauer bereits auf sich allein gestellt. Er übersiedelt in den angrenzenden Pinzgau, wo er drei Jahre als Hausbursche in einem Saalfeldener Kaufhaus tätig ist. Mit 18 Jahren arbeitet er in einem Steinbruch, wird arbeitslos, gräbt dann Wasserleitungen und wird wieder arbeitslos. In diesen Jahren begegnet er im Pinzgau sozialdemokratischen Arbeitern und Arbeitslosen. Die Gespräche mit ihnen wecken in Mühlauer politisches Interesse. Ein Kärntner Arbeitskollege will ihn überreden, zur Marine nach Hamburg zu gehen. Bevor Mühlauer diese Reise antritt, trifft er einen ehemaligen Arbeitskollegen, der von dieser Idee wenig hält und dem Auswanderungswilligen zu einem neuen Arbeitsplatz verhilft. Im folgenden Sommer findet er dann erstmals Arbeit in einer Firma beim Bahnbau: Im Zuge der Elektrifizierung der Gisela-Bahn werden auf der Strecke von Schwarzach nach Saalfelden die Tunnel tiefer gelegt.

1931 vermittelt das Arbeitsamt Mühlauer nach Mitterberghütten bei Bischofshofen. Die dortige Fabrik stellt Nickel her und braucht Mühlauer – kurz bevor die Produktion eingestellt wird – in der Schwefelsäureanlage. Dort ist einige Wochen lang sein Schichtführer Anton Salzer.⁶ „Der hat mich zum Kommunisten gemacht“, sagt Mühlauer, „der hat mich aufgeklärt über die Rechte der Arbeiter, hat mir von Russland und Lenin erzählt.“

Neben seinem Interesse für kommunistische Ideen hat Josef Mühlauer Anfang

der 1930er Jahre eine Leidenschaft: das Tanzen. Vor allem Tango, Samba, Rumba, Slowfox und Englischer Walzer interessieren ihn. In Bischofshofen nimmt er an einem Tanzkurs teil. Seine Tanzlehrerin bescheinigt ihm Talent. Bei den Festen staunen die Leute, wie gut der Mühlauer Sepp tanzt. Ob er ihnen das Tanzen nicht auch beibringen könne? Im darauffolgenden Winter, er hat wieder einmal keine Arbeit, gibt er beim Arbeiterturnverein in Schwarzach seinen ersten Tanzkurs. Die Kursgebühr beträgt 50 Groschen, bei 70 TeilnehmerInnen kein schlechter Verdienst, den er sich mit der Tanzlehrerin teilt. Nachdem sich die Begeisterung herumgesprochen hat, wollen auch die Bürgerlichen in Schwarzach die modernen Tänze lernen. Aus der Nachbargemeinde kommt die nächste Anfrage. Zum ersten Tanzkursabend, er findet in St. Veit im Gasthof Sonnhof statt, kommt auch Aloisia Lindmoser. „Am 4. Jänner 1934 um halb neun Uhr abends“, erinnert sich Aloisia Mühlauer noch 57 Jahre später, lernen Josef und Aloisia einander kennen. Mittlerweile ist er nach Schwarzach übersiedelt, im Oktober 1936 heiraten Josef und Aloisia.

Aloisia Lindmoser, geboren am 6. Juni 1913 in Altenmarkt, ist das dritte von vier Kindern. Der Vater stirbt 1916 im ersten Weltkrieg. Die Kinder wachsen bei verschiedenen Zieheltern auf. Aloisia kommt nach Bischofshofen, der Ziehvater ist Eisenbahner. Nach der Hauptschule arbeitet sie im Gastgewerbe, im Jänner 1934 im St. Veiter Sonnhof. Sie will Tanzen lernen, die Chefin erlaubt ihr, an dem Tanzkurs im Sonnhof teilzunehmen. „Im Sonnhof gab es damals schon das sogenannte Hitlerstüberl“, erzählt Aloisia Mühlauer. Dort trafen, nach dem Verbot der NSDAP im Mai 1933, die nunmehr illegalen Nazis regelmäßig zusammen. „Der Buder, der Spiluttini, Ärzte aus Schwarzach, Förster, Lehrer, hauptsächlich Intellektuelle und Unternehmer“, erzählen die Mühlauers, trafen einander dort. Für Schmieraktionen, ergänzt Josef Mühlauer, seien die Besucher des Hitlerstüberls zu feig gewesen, dafür hätten sie einem Arbeiter ein paar Schilling bezahlt. Manche nationalsozialistischen Unternehmer beschäftigten einen Arbeiter nur dann, wenn er sich den illegalen Nazis anschloss.

Josef Mühlauer ist zwar als „Sozi“ bekannt, von den Anwerbungen der illegalen Nazis bleibt er dennoch nicht verschont. Ein Vereinskollege der Schwarzacher Jungtrachtler schmeichelt dem 1,82 Meter großen Mühlauer: „Du wa-

rast a fescha SSler, geh do zu uns.“ Mühlauer erwidert, er sei Arbeiter, bei den Nazis seien aber lauter Bessere, ein Arbeiter könne bei denen nicht mitmachen. Den weiteren Anwerbeversuchen der Nazis antwortet Mühlauer stets: „Ich bin nirgends dabei und ich geh nirgends dazu.“

Beim Oberbau in Schwarzach findet er schließlich eine Anstellung bei den Österreichischen Bundesbahnen. Als ein Arbeiter für den Bahnhof in Lend gesucht wird, will keiner der älteren Bahnarbeiter die Arbeit übernehmen. „Dem Fahrdienstleiter die Kohlen hinauftragen und solche Arbeiten, da warst einfach der

Schani, aber mir hat das nichts ausgemacht“, sagt Mühlauer. Er nimmt die Arbeit in Lend an. Kurze Zeit später wird dort der Weichensteller krank, und der Fahrdienstleiter bietet Mühlauer dessen Posten an. Nach einer kurzen Einschulung beim Stellwerk wird Mühlauer Weichensteller in Lend, 1937 macht er in Bischofshofen die Weichenstellerprüfung. Im Frühjahr 1938, so wird ihm versichert, könne er vom Arbeiter zum Beamten aufsteigen.

Es kommt anders. Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nazis holen zwei Männer Mühlauer von seiner Arbeitsstelle ab. Seinen Posten als Weichensteller verliert er an einen zuvor illegalen Nationalsozialisten. Davon erfährt der neu ernannte Ortsgruppenleiter der NSDAP Schwarzach, Karl Kimbacher. Mühlauer hatte im Winter zuvor Kimbacher und dessen Frau das Tanzen beigebracht. „Der Kimbacher hat dann an höherer Stelle geregelt, dass ich zurückkomme nach Lend“, erzählt Mühlauer. Das sei aber eine Blamage für jene gewesen, die Mühlauers Entlassung veranlasst hatten, und Mühlauer muss sich beim Bahnhofsvorstand melden. Der bietet ihm an, am folgenden Tag beim Fahrdienst anzufangen. „Ja, hab ich gesagt, mir ist alles recht, wenn ich nur eine Ar-



Hochzeitsfoto von Aloisia und Josef Mühlauer (1936)

beit hab“, erzählt Mühlauer. Kurze Zeit später wird der Schwarzacher Bahnhofsvorsteher durch einen rabiaten Nazi namens Sieder ersetzt.⁷

Bis zum Frühjahr 1943 arbeitet Mühlauer beim Fahrdienst. Dann rät ihm beim Eisstockschießen ein Bekannter, zur SA zu gehen, weil er sonst zum Wehrdienst eingezogen werde. Mühlauer bleibt bei seiner Haltung: „Ich bin nirgends dabei und ich geh nirgends dazu.“ Wenige Wochen später erhält er den Einberufungsbefehl. Am 18. Mai 1943 rückt er ein. Leoben und Innsbruck sind die ersten Stationen, nach wenigen Wochen muss Mühlauer mit dem Jägerbataillon 83 (Regimentsstandort Trautau, heute Trutnov im Nordosten Tschechiens) an die Ostfront. Nach einem Krankenhausaufenthalt im Herbst 1944 darf er auf Urlaub nach Hause. „Den Entschluss, nicht mehr zu meiner Einheit einzurücken, hatte ich schon lange Zeit zuvor gefasst“, sagt Mühlauer. Wo aber könnte er sich verstecken?

Im Napplacher Bunker

Mühlauers Freund Rupert Maier, auch er ein Eisenbahner und seit Anfang der 1930er Jahre Kommunist, erhielt 1943 den Einberufungsbefehl. Mit einem Gebirgsjägerregiment kam er in die Ukraine



Josef Mühlauer (1911–1998)

und wollte nicht für Großdeutschland kämpfen. Ein Eisenbahnerkollege, der Nationalsozialist ist, mit dem Maier aber die Jagdleidenschaft teilt, empfiehlt ihm das abgelegene Kärntner Mölltal. Der Bruder von Maiers Jagdfreund bewirtschaftet dort einen Bauernhof, von dem aus Maier unterstützt werden könnte. Im Mai 1944 desertiert Maier und baut sich im Mölltal, in einem abgelegenen Graben bei Napplach, einen Bunker.

Aloisia Mühlauer ist in Maiers Pläne eingeweiht. Als Rupert Maier untertaucht, fährt sie mit dem Zug nach Feldkirch. Sie wirft dort einen Brief in den Postkasten, in dem Maier seine Absicht bekundet, in die Schweiz zu fliehen. Dieser Brief soll Wehrmachtsfahnder und Gendarmarie in die Irre führen. In Josef Mühlauers Wehrmachtseinheit ist auch Hans Auer. Der Hass auf die Nazis und der Abscheu, für sie Krieg zu führen, verbindet die beiden. Auer nutzt einen Heimaturlaub zur Desertion. Aloisia Mühlauer und Rupert Maiers Frau Eva verhelfen ihm zur Flucht nach Napplach. Innerhalb kurzer Zeit kommen weitere Kriegsdienstverweigerer hinzu. Im Herbst 1944 halten sich im Napplacher Bunker acht Männer versteckt.

Napplach ist 1944 nicht der einzige Ort, in dem sich kleine Gruppen von Salzburger Deserteuren dem Kriegsdienst entziehen. Auch in der Gegend um Pöham (Fritztal)⁸ tauchen mehrere Männer unter. In Goldegg und in Bramberg am Wildkogel verschwinden jeweils ein halbes Dutzend einheimischer Männer in den umliegenden Bergen, werden auf Almen und zum Teil sogar auf den eige-

nen Höfen versteckt oder von dort unterstützt. In Goldegg und in Bramberg schaltet sich die Gestapo in die Fahndung nach den Deserteuren ein. Die Ereignisse um den 2. Juli 1944 in Goldegg sind dank dem Historiker Michael Mooslechner bereits seit Anfang der 1980er Jahre bekannt.⁹ Die Schicksale der Bramberger Deserteure und deren UnterstützerInnen sind hingegen noch kaum aufgearbeitet. Das gilt auch für die Napplacher Deserteure, sieht man von der literarischen Bearbeitung durch den Schriftsteller O.P. Zier ab.¹⁰

Die extreme Situation, der die Männer im Napplacher Bunker ausgesetzt sind, aber auch die Ereignisse in Goldegg, führen zu Spannungen und Streitereien innerhalb der Gruppe. Hans Auer ist der erste, der den Bunker in Napplach verlässt. Wiederum ist es Aloisia Mühlauer, die ihn unterstützt. Sie gewährt ihm Unterschlupf und verhilft ihm zu einer Eisenbahneruniform. Auer entkommt unentdeckt mit dem Zug in die Steiermark, wo er sich bis Kriegsende erfolgreich versteckt. Im Dezember verlässt auch Rupert Maier das Versteck im Mölltal. Bei einem befreundeten Bauern in St. Veit im Pongau findet er über den Winter Unterschlupf. Die letzten Monate bis Kriegsende verbringt er dann mit zwei anderen Kriegsdienstverweigerern und einem französischen Zwangsarbeiter versteckt in einem entlegenen Graben in St. Veit im Pongau.

Josef Mühlauer hatte ursprünglich geplant, sich ebenfalls in dem Napplacher Bunker zu verstecken. Nachdem er von den dortigen Problemen erfahren hat, muss er seine Pläne ändern. Er entscheidet sich für das Versteck im Bahnwärterhaus Kuchl. Dort lebt die Tante von Aloisia Mühlauer, Josefa Ehrfelder mit ihrem Mann Johann und ihrer 17-jährigen Tochter Anni. Am 11. Dezember 1944 verlässt Josef Mühlauer in Golling den Zug und geht bei anbrechender Dunkelheit entlang der Schienen sechs Kilometer bis zum Bahnwärterhaus Nr. 18. Das Haus scheint in zweierlei Hinsicht gut gewählt. Es ist abseits gelegen und hat einen angebauten Stall, in dem die Ehrfelders eine Kuh und zwei Ziegen halten, zu jener Zeit ein gängiges Zubrot für Bahnwärter. Über den halben Stall ist eine Decke eingezogen, auf der Heu gelagert wird. In diesen Heuboden baut sich Josef Mühlauer sein Versteck. Inwieweit Johann Ehrfelder ihn unterstützt, weiß heute niemand mehr. Aloisias Tante Josefa habe nicht Nein sagen können, sagt Aloisias Nichte Elisabeth, das habe

vielleicht zur Entscheidung für das Bahnwärterhaus beigetragen.¹¹

Josef Mühlauer erwähnt ein 24-bändiges Lexikon, das er in den Monaten des Versteckseins las. Eine Salzburgerin hatte es nach den ersten Bombenangriffen auf Salzburg zu den Ehrfelders gebracht. Zwei Wochen nachdem Mühlauer nicht zu seiner Wehrmachtseinheit zurückgekehrt war, schickt das Gericht der Division 408 in Liegnitz (heute das polnische Legnica) ein Fahndungsschreiben an acht verschiedene Dienststellen, darunter auch an die Gendarmerie Schwarzach. Diese wird aufgefordert, Mühlauers Ehefrau über den mutmaßlichen Aufenthalt des Flüchtlings und seine Beweggründe zur Flucht zu vernehmen. Weiters seien anzugeben und einzureichen, heißt es in dem Schreiben: Anschriften von Verwandten, Freunden und Freundinnen mit denen der Flüchtlinge in Verbindung stehen könnte; vorgefundene Post des Flüchtlings aus der Zeit nach dem 13.12.1944 sowie je ein Lichtbild des Flüchtlings, seiner Ehefrau und Kinder und wenn möglich, auch seiner Eltern und Geschwister; ferner ein Leumundszeugnis des Flüchtlings und seiner Angehörigen. Mitte Jänner schreibt Oberwachmeister Miedl nach der ersten Einvernahme von Aloisia Mühlauer: „Ihr Mann, Gefr. Josef Mühlauer ist am 11.12.1944 mit dem Zug D 121 um zirka 17 Uhr vom Bahnhof Schwarzach St. Veit, angeblich zu seiner Einheit zurückgefahren. Sie selbst habe ihn zur Bahn begleitet. Frau Mühlauer kann über den dzt. Aufenthalt ihres Mannes keine Angaben machen. Auch ist ihr unverständlich und unbekannt welche Beweggründe ihr Mann zur Flucht haben sollte, da ihr Mann mit ihr sich nur lobend über seine Kompanie und deren Vorgesetzten geäußert habe. Weiter gibt Frau Mühlauer an, dass ihr Mann seit dem Einrücken zur Wehrmacht, ihr jeden zweiten Tag geschrieben habe, seit dem 11.12.44 hat sie, wie seine Schwester, keine Nachricht mehr von ihm erhalten. Frau Mühlauer ist voll Sorge und gänzlich niedergebrochen über das Schweigen ihres Mannes, sie glaubt niemals, dass ihr Mann sich solch eine Handlung zuschulden kommen ließe.“

Bei der ersten Einvernahme, erzählt Aloisia Mühlauer, sei sie zwar bleich gewesen, aber weinen hätte sie nicht können. Außer den Ehrfelders sei niemand aus der Verwandtschaft in die Fluchtpläne eingeweiht gewesen. Sie selber sei regelmäßig nach Kuchl gefahren, um ihrem Mann Lebensmittel zu bringen. Hätte die

Gendarmerie das Versteck wirklich finden wollen, wäre das nicht schwer gewesen, ist Aloisia Mühlauer überzeugt. Sie habe Oberwachtmeister Miedl und auch den Schwarzacher Bürgermeister Egger noch aus ihrer Zeit im Sonnhof gekannt, die seien keine fanatischen Nazis gewesen, sagt Aloisia Mühlauer. Zum Mut brauchte es auch Glück, und vermutlich hat sie ihre Rolle gut gespielt. Ihre Nichte Elisabeth erinnert sich an Nachkriegserzählungen von Anni Ehrfelder. Die damals 17-Jährige machte in Bischofshofen eine Lehre. Immer wenn sie einen Gendarmen gesehen habe, habe sie Angstzustände bekommen.

KPÖ Schwarzach nach 1945

Am 9. Mai 1945, einen Tag nach der Kapitulation Nazideutschlands, machen sich Josef und Aloisia Mühlauer vom Bahnwärterhaus in Kuchl auf den Weg zurück nach Schwarzach. Den Großteil der 45 Kilometer langen Strecke gehen sie zu Fuß. Sie nehmen nicht die Straße über den Pass Lueg, sondern gehen entlang der Schienen durch den Ofenauer Tunnel. Ein Stück weit nimmt sie ein LKW mit. In St. Johann bewahrt seine Eisenbahneruniform Josef Mühlauer vor Schwierigkeiten mit herumziehenden SS-Männern. In Schwarzach angekommen, meldet sich Josef Mühlauer zum Ordnungsdienst, den die amerikanischen Befreier eingerichtet haben; die ersten 300 Soldaten der US-Armee waren am 8. Mai von Tirol kommend in Schwarzach eingetroffen. Der Ordnungsdienst war eine Arbeit, bei der man sich nicht beliebt machte. Örtliche Nazis, die festgenommen worden waren, schwenkten aus dem Gemeindegarten weiterhin ihre Nazi-fahnen, erzählt Josef Mühlauer. Er und seine Frau Aloisia treten nun der KPÖ bei. 1946 wird er in der Entnazifizierungskommission Schwarzach entsandt.

Bei der ersten Nationalratswahl nach dem Krieg, am 25. November 1945, entfielen 228 Schwarzacher Stimmen auf die KPÖ, das entsprach einem Stimmenanteil von 20,2 Prozent. In Schwarzach erzielte die KPÖ damit ihren mit Abstand größten Erfolg im Bundesland Salzburg. Im Schwarzacher Gemeinderat, der im Februar 1946 aufgrund des Ergebnisses der Nationalratswahl zusammengestellt wurde, erhielt die KPÖ vier von 19 Mandaten. Am 8. März 1947 veranstaltete das so genannte Frauenaktiv in der Eisenbahner-Kantine in Schwarzach die erste Feier anlässlich des Internationalen Frauentags. Hella Postranecky, als Unterstaatssekretärin



Kundgebung der KPÖ am 1. Mai 1950 in Schwarzach (Bezirk St. Johann im Pongau)

für Volksernährung die einzige Frau in der Provisorischen Regierung des Jahres 1945, hielt die Festrede.

Bis 1964 war die KPÖ im Schwarzacher Gemeinderat vertreten, in der Folge zeigten sich zunehmend Auflösungserscheinungen. Die Mühlauers traten nicht aus der Partei aus. Über ihr Leben nach dem Krieg ist mir noch wenig bekannt. Josef Mühlauer war Obmann der Schwarzacher Ortsgruppe des Salzburger Tierschutzvereins. In den frühen 1950er Jahren beteiligt er sich an Vogelbeobachtungen und Vogelzählungen im Salzachtal. Am Ufer der Salzach errichtet er eine Vogelvoliere, züchtet Wellensittiche, Kanarienvögel und Papageien. Josef Mühlauer starb 1998, Aloisia Mühlauer 2002.

Anmerkungen:

1/ Für weitere Hinweise auf Deserteure der Wehrmacht im ehemaligen Reichsgau Salzburg bin ich dankbar: esche.schoerghofer@aon.at.

2/ http://www.stolpersteine-salzburg.at/de/orte_und_biographien?categoryid=12.

3/ Hinweisen möchte ich auf drei Romane, die sich mit Salzburger Deserteuren beschäftigen: O.P. Zier: *Schonzeit*. Salzburg 1996, beschreibt die Lebensgeschichte von Rupert und Eva Maier. R. Reitmair: *heimkehr*. Eigenverlag 2004, beschreibt u.a. die Desertion von Reitmairs Vater, der sich im Oktober 1944 einer italienischen Partisaneneinheit angeschlossen hat. Der Roman wurde 2017 unter dem Titel „Nachspiel“ überarbeitet und im Eigenverlag neu herausgegeben. H. Sukare: *Schwedenreiter*. Salzburg 2018 beschreibt die Folgen des so genannten Sturms auf Goldegg. Mehr dazu: <https://oe1.orf.at/artikel/652677/Schwedenreiter>.

4/ Z.B. Rupert Obersamer: „Za was oan umbrin-

ga, den was i goa nit kenn...“ Kurze Lebensgeschichte eines Wehrmachtsdeserteurs im Salzburger Pongau. Erzählt von Hubert Bielak. St. Veit im Pongau 2006.

5/ Alle folgenden biografischen Angaben zu Josef und Aloisia Mühlauer sowie die Zitate stammen aus dem Interview, das Franz Spatenka am 14. Dezember 1991 mit Josef und Aloisia Mühlauer geführt hat.

6/ Anton Salzer war ab Ende 1940 am Aufbau einer illegalen KP-Ortsgruppe in Bischofshofen beteiligt. Er wurde im Mai 1943 zusammen mit Franz Holub verhaftet und am 7. Oktober 1943 vom 7. Senat des Oberlandesgerichts Wien wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwei Jahren und acht Monaten Zuchthaus verurteilt.

7/ Sieder tritt nach dem Krieg der SPÖ bei, wie viele andere ehemalige Nazis, und wird Fahrdienstleiter in Bockstein.

8/ In Bischofshofen wurden Anfang November 2021 drei Stolpersteine verlegt. Darunter einer für den Deserteur Josef Maroschek, der am 12. Oktober 1943 desertierte und sich mit weiteren Fahnenflüchtigen im Raum Pöham versteckte. Er wurde zusammen mit Leopold Hillinger am 1. August 1944 von Gendarmen aufgegriffen und erschossen. Hillinger, der ebenfalls angeschossen wurde, überlebte die Naziherrschaft.

9/ Der Umgang der Gemeinde Goldegg mit ihren Deserteuren hat zu einer sehr regen Initiative (gegründet von Michael Mooslechner und Brigitte Höfert) geführt: <https://www.goldegger-deserteure.at>.

10/ Zier: *Schonzeit*.

11/ Gespräch mit Aloisia Mühlauers Nichte Elisabeth Bürgler und Aloisias Neffen Jakob Lindmoser im August 2021. Beide seien bedankt. Die jetzige Bewohnerin des Bahnwärterhauses, die seit 1986 dort lebt, wusste nichts von dem ehemaligen Deserteursversteck. Sie zeigte sich erfreut, dass Mühlauer den Krieg überlebt hat.

Die Verwirrung der Begriffe

Zur literaturhistorischen Einordnung der Werke von
Franz Innerhofer, Michael Scharang, Gernot Wolfgruber und Co.

CHRISTIAN KASERER

Im Januar 2022 jährt sich der Todestag von Franz Innerhofer zum 20. Mal. Der aus Krimml stammende Schriftsteller kann wohl als prononciertester Vertreter einer Literatur gelten, welche sich zwar nicht exklusiv, aber doch explizit in den 1970er und 1980er Jahren mit Arbeitswelt und Klassenverhältnissen aus einer Perspektive von unten beschäftigte. Zu seinen Weggefährten zählten sowohl Gernot Wolfgruber und Michael Scharang als auch Elfriede Jelinek und Walter Kappacher.

Die drei letztgenannten Schreibenden haben ihren literarischen Fokus mit den Jahren verschoben, haben sich weiterentwickelt und sind auch heute noch bekannte Größen der österreichischen Literatur, während die Erinnerung an Innerhofer und Wolfgruber langsam aber sicher verblasst ist, die beiden also zum verschütteten Kanon gehören. Aus der öffentlichen Diskussion sind sie längst verschwunden und beide werden vom Feuilleton einzig noch zu Jubiläen notdürftig hervorgekramt. Doch auch in der wissenschaftlichen Diskussion herrscht

Stagnation und es scheint, dass diese Art der Literatur trotz der sich wieder verschärfenden Klassenkonflikte nicht mehr en vogue ist. Das Dilemma darum beginnt bereits bei der Findung eines geeigneten Begriffs für diese Texte. Bezeichnungen fanden sich über die Jahre hinweg viele, sei es nun „Literatur der Arbeitswelt“, „Neuer Realismus“ oder „Anti-Heimat Literatur“. Durchgesetzt indes hat sich davon nichts und es herrscht in der retrospektiven Betrachtung geradezu eine Verwirrung der Begriffe.

Literatur der Arbeitswelt

Bereits früh setzte vor allem im Feuilleton die Bezeichnung „Literatur der Arbeitswelt“ als Sammelbegriff für die Werke von Innerhofer, Wolfgruber, Scharang und Co. ein. Der Fokus lag dabei zuvorderst auf der ausgesprochen realistischen Schilderung von Arbeitsverhältnissen. Scharangs „Einer muß immer parieren. Dokumentationen von Arbeitern über Arbeit“ und Kappachers „Die Werkstatt“ können als Musterbeispiele für eine solche Deutung gelten. Den sich daraus ergebenden Machtverhältnissen und Unterdrückungsmechanismen sowie den Folgen für das Individuum wird bei dieser Betrachtung zwar auch Rechnung getragen, doch werden diese Aspekte von entsprechenden Rezensenten oft nur sekundär betrachtet. Vielmehr wird die geschilderte Arbeitswelt von bürgerlichen RezensentInnen und der LeserInnenschaft als Faszinosum angesehen, mit welchem man bisher nicht konfrontiert war. Auch in der Literaturwissenschaft fand der Terminus von der „Literatur der Arbeitswelt“ seinen Niederschlag. Der deutsche Literaturwissenschaftler Wolfgang Emmerich etwa betont die Herkunft der drei oben genannten Autoren aus der Arbeiterschaft heraus¹ und glaubt in den Büchern einen Ausdruck wachsenden Klassenbewusstseins in der österreichischen Literatur zu erkennen.² Andere GermanistInnen stimmten darin ein und wiesen überdies darauf hin, dass die so erfolgreichen Texte einer langen, indes unbekannt gebliebenen literarischen Tradition folgen würden.³ Die Subsummierung unter dem Banner „Literatur der Arbeitswelt“

macht auf den ersten Blick durchaus Sinn, weist allerdings bei näherer Betrachtung entscheidende Mängel auf.

Einerseits ist darauf hinzuweisen, dass der Begriff selbst wohl als Entlehnung aus dem bundesrepublikanischen Raum zu betrachten ist. Die dortige Strömung der „Literatur der Arbeitswelt“ ist stark durch Günter Wallraff und seine Reportagen geprägt und bildete lokale Werkkreise aus, mit welchen literarische Versuche unter arbeitenden Menschen gezielt gefördert werden sollten. Eine völlig andere und mit Österreich also nicht zu vergleichende Situation.

Andererseits ist anzumerken, dass etwa in den Debutromanen Innerhofers, Wolfgrubers als auch Scharangs die Arbeitswelt zwar eine große Rolle spielen mag, das Individuum allerdings in den nachfolgenden Werken, welche inhaltlich mit den Erstlingen in Verbindung stehen, primär wird und sich eine Enttäuschung über die bürgerliche Lebenswelt nach dem vermeintlich erfolgten Klassenaufstieg offenbart. Die Arbeitswelt verliert also zunehmend an Bedeutung und mit der Biographie tritt die Person in den Vordergrund, welcher die bisherige, wenn auch unterdrückende Sicherheit in bürgerliche Sphären genommen wurde.⁴

Biographie

Es nimmt also nicht Wunder, dass der Begriff der „sozialkritischen Autobiographie“ in literaturwissenschaftlichen Untersuchungen, aber auch beispielsweise in Schulbüchern herangezogen wurde.⁵ Die umfassendste Untersuchung dazu verfasste Sylvia Schwab 1981, welche die ersten beiden Romane Innerhofers als dokumentarisch-autobiographische Prosa sieht.⁶ Auch bei Gernot Wolfgruber machte man schnell ähnliche autobiographische Muster aus,⁷ und Michael Scharang wie Helmut Zenker schöpften ebenfalls aus persönlichen Erfahrungen heraus.⁸ Tatsächlich weist eine auffallend hohe Zahl der von uns hier behandelten Texte biographische wie autobiographische Züge auf, doch greift eine reine Einordnung in das Genre der (Auto-)Biographie zu kurz und verkennt den literarischen und schöpferischen Charak-

Digitalisierung, Plattformen, Transformationskonflikte –
KAPITALISMUS IM UMBRUCH

152 Seiten

Mit Beiträgen von
Peter Schadt/Nathan Weis, Stefan Kühner,
Werner Seppmann, Klaus Fuchs-Kittowski,
Cheng Enfu/Lu Baolin (VR China), Conrad
Schuhler, Annette Schlemm, Laurie E. Adkin
(Kanada), André Leisewitz/ Klaus Pickshaus/
Jürgen Reusch

Weitere Themen:
100 Jahre KP Chinas, Cuba, Chinas
klassische Philosophie, Gemeinnützigkeit
und Klassenkampf, Esthers Musik, Pariser
Commune, Zweierlei deutsche »Staatsräson«,
Faschismus-Diskussion, Probleme der
Grundrententheorie, Schäume vs. DKP



Neue Impulse Verlag

Hoffnungstraße 18
45127 Essen

Tel. 0201 | 23 67 57
info@neue-impulse-verlag.de

Einzelheft (inkl. Porto)	12,50 €
Jahresabo	54,00 €
ermäßigtes Abo	38,00 €
Jahresabo+PDF	64,00 €
ermäß. Abo+PDF	48,00 €

www.marxistische-blaetter.de

ter dieser Arbeiten, was gerade die Werke Wolfgrubers deutlich machen, welche mehr sind als nur ein „proletarischer Lebenslauf“⁹ oder eine „Literatur des gebrochenen Habitus“.

Anti-Heimat Literatur

Ähnlich wie bei der Zuordnung zur biographischen Prosa verhält es sich mit dem Versuch die entsprechende Literatur simpel in den Typus der „Anti-Heimat Literatur“ einzureihen. Es trifft zu, dass Hans Weigel den Terminus in einer Rezension von Innerhofers „Schöne Tage“ prägte¹⁰ und damit eine ganz neue Art von Roman er- und gefunden war. Wie bereits bei der Biographie ist allerdings anzumerken, dass die von uns hier untersuchten Werke viel mehr sind als nur ein Genre. „Anti-Heimat Literatur“ mag als Genrebezeichnung, viel eher als etwa die Biographie, durchaus seine Berechtigung haben, doch vermag es der Begriff nicht dem genuinen Charakter dieser Literatur gerecht zu werden.

Realismus von unten

Was diese seit der Mitte der 1970er Jahre veröffentlichten Werke so besonders macht, ist nämlich einerseits das plötzliche gehäufte Erscheinen solcher Texte, andererseits ist es die durchwegs proletarische Herkunft der Autoren. Kennzeichnend ist die ob der eigenen Sozialisierung herrührende inhaltliche Nähe der Texte zur Welt der lohnabhängigen Menschen in Österreich und der ebenfalls daraus erwachsende realistische Stil. Die von uns gemeinten Texte haben den Charakter einer eigenen Strömung innerhalb der österreichischen Literatur der Moderne, sind also mehr als (sozialkritische) Biographien oder „Anti-Heimat Literatur“, auch wenn diese Termini zweifellos in vielen Fällen zutreffen mögen.

Neben „Literatur der Arbeitswelt“ als Bezeichnung für diese Literatur wurde auch „Neuer Realismus“ in der Forschung diskutiert.¹¹ Ein nicht unspannender Ansatz, wird hier doch eine Verbindung zum Realismus des 19. Jahrhunderts deutlich gemacht. Anders als damals jedoch schrieben nun nicht mehr bürgerliche Autoren über die Lebensrealität des Bürgertums oder, wie im Naturalismus, Bürgerliche über die Zustände in der Arbeiterschaft, sondern es schrieben eben die da unten über die Verhältnisse dort unten, was einen Bruch in der Tradition darstellt und die Ursache für das Präfix Neu war. Innerhofer selbst konnte sich mit dem „Neuen Realismus“

wenig abfinden, wollte den Klassencharakter hervorheben und prägte die Bezeichnung vom „Realismus der Werktätigen“.¹² Nehmen wir die Fährte Innerhofers auf und vergegenwärtigen uns, dass etwa auch Kleinkriminelle oder Arbeitslose ihren Platz in den Büchern fanden, so bleibt uns nur die Rede vom „Realismus von unten“ als logische Konsequenz. Eine

literarische Strömung, die Mitte der 1970er Jahre ihren Anfang fand (ob mit Peter Handke, Gernot Wolfgruber oder Franz Innerhofer müsste diskutiert werden), in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts den Zenit erlebte, sukzessive abebbte und spätestens mit Innerhofers Suizid von der Bildfläche verschwand. Ihre politische Bedingung waren die Errungenschaften der Sozialdemokratie, durch welche der Lebensstandard vieler Menschen gebessert wurde und auch Kinder aus proletarischen und bäuerlichen Familien plötzlich ihren Weg an die Hochschulen des Landes finden konnten. Das gesellschaftlich progressive bis linke Klima dieser Zeit begünstigte den Erfolg des Realismus von unten, passte er doch perfekt zum Zeitgeist. Mit der konservativen Wende ab den späten 1980er Jahren sowie den in einem bisher ungekannten Tempo voranschreitenden Veränderungen in der Arbeitswelt allerdings versiegte das Interesse am „Realismus von unten“ und er wurde zu einem anachronistischen Zeitzeugnis, dessen AutorInnen, insofern sie sich nicht als flexibel genug erwiesen, das Signum des Langweiligen und Alten trugen. Dabei lohnt es sich gerade heute, die Texte von Innerhofer, Wolfgruber, Scharang, Zenker und vielen anderen nochmals zu lesen, aus ihnen zu lernen und sich, auch wissenschaftlich, mit ihnen zu beschäftigen.

Anmerkungen:

1/ Vgl. Emmerich, Wolfgang: Zwischen Anpassung und Widerstand: Lernen aus Lebensläufen. Notizen zu Innerhofer, Wolfgruber, Scharang, in: *Berliner Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik*, Nr. 5, Oktober 1977, S. 48.

2/ Vgl. ebd. S. 56.

3/ Vgl. Birgfeld, Johannes: Franz Innerhofer als



Franz Innerhofer (1944–2002)

Erzähler. Eine Studie zu seiner Poetik. Frankfurt am Main 2002, S. 30f.

4/ Innerhofer selbst wies auf diese Unsicherheit ob des Milieuverlusts und die trügerische Sicherheit in der Arbeiterschaft pointiert in einem Nachlassblatt hin: „Literatur der Arbeitswelt.“ Der Begriff ist natürlich irreführend, denn er beinhaltet etwas Beruhigendes.“ (Wienbibliothek im Rathaus, ZPH 1471).

5/ Vgl. Kern, Norbert/Rainer, Eva/Rainer, Gerald (Hg.): *Stichwort Literatur. Geschichte der deutschsprachigen Literatur*. Linz 2017, S. 542.

6/ Vgl. Schwab, Sylvia: *Autobiographik und Lebenserfahrung. Versuch einer Typologie deutschsprachiger autobiographischer Schriften zwischen 1965 und 1975*. Würzburg 1981, S. 59ff.

7/ Vgl. Schwarz, Waltraut: Franz Innerhofer – Das Ende einer Anklage, in: Zeman, Herbert (Hg.): *Die Österreichische Literatur. Ihr Profil von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart (1880–1980)*. Graz 1989, S. 1167–1183, hier S. 1168.

8/ Vgl. Innerhofer, Roland: *Experiment Aufklärung. Arbeiter, Angestellte und Bauern in der österreichischen Literatur seit 1945*, in: Balint, Juditha/Schott, Hans-Joachim (Hg.): *Arbeit und Protest in der Literatur vom Vormärz bis zur Gegenwart*. Würzburg 2015 (Konnex, Bd. 16), S. 183–204, hier S. 188.

9/ Ebd., S. 192.

10/ Vgl. Birgfeld: Franz Innerhofer, S. 20.

11/ Vgl. Innerhofer: *Experiment Aufklärung*, S. 187.

12/ Vgl. Schwarz: Franz Innerhofer, S. 1169.

Gernot Wolfgruber (geb. 1944)



Erste Begegnung mit Franz Muhri

Es war das Jahr 1966 und es stand die Nationalratswahl bevor, bei der die KPÖ aufgerufen hatte, die SPÖ zu unterstützen. Nur im damaligen Wahlkreis 4 (die Wiener Bezirke 2, 20, 21 und 22) kandidierte die KPÖ in der – letztlich illusionären – Hoffnung, dort ein Grundmandat zu erreichen. Als Wahlveranstaltung angekündigt, lud die KPÖ im Februar 1966 in den Arbeiterklub des Globus-Hauses am Wiener Höchstädtplatz jugendliche KommunistInnen und NichtkommunistInnen ein. Knapp ein Jahr zuvor, am 19. Parteitag der KPÖ im Mai 1965, war der damals 40 Jahre junge Franz Muhri zum neuen Parteivorsitzenden gewählt worden. Neben ihm stellten sich auch andere führende KommunistInnen (Erwin Scharf, Ernst Schmidt und Margarete Reinelt) der Diskussion. Der Saal war voll, und es herrschte – den Gesichtern auf den Bildern nach zu urteilen – eine eher gespannte und skeptische Atmosphäre.

Für das *Forum der Mittelschüler* nahmen Bobby Spitz und ich an der Veranstaltung teil. Auch unsere Mienen waren nicht weniger skeptisch, wie auf dem Bild zu sehen ist. Die *Volksstimme* berichtete über die Diskussion im Umfang einer ganzen Seite und brachte eine Auswahl der Fragen und Antworten. Neben anderen Themen spielte das damals in der Sowjetunion gefällte harte Urteil gegen zwei Schriftsteller – Andrej Sinjowski und Juli Daniel – eine Rolle, was Muhri zu einer prinzipiellen Stellungnahme veranlasste. Laut *Volksstimme*-Bericht sagte er: „Wir sind nicht nur gegen den Prozess und das Urteil, weil es dem Ansehen der Sowjetunion im Ausland schadet. Wir sind auch aus grundsätzlichen Erwägungen dagegen. [...] Wir haben in unseren Thesen zum 19. Parteitag erklärt, dass wir ein Leben im Sozialismus erstreben, das den österreichischen Bedingungen entspricht, in dem volle Freiheit, auch des künstlerischen Schaffens, gewährleistet sein muss. Wir streben einen Weg an, auf der Grundlage eines echten Mehrparteiensystems, wir sind der Meinung, dass in diesem Rahmen auch beim Aufbau des Sozialismus Raum und Platz sein muss für eine Opposition, die Vorbehalte zum sozialistischen System selbst hat.“

Ich wusste zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht, dass sich Muhri mit dieser kritischen Stellungnahme sehr weit aus dem Fenster lehnte. Die Auseinandersetzung

gen in der KPÖ in den darauf folgenden Jahren sollten das beweisen. Erst Jahre später lernte ich Franz Muhri durch die Zusammenarbeit im Zentralkomitee näher kennen und schätzen, vor allem sein ständiges Bemühen um einen Konsens in der Partei, aber auch wegen sei-

KPÖ und machte sich um die Rehabilitation der österreichischen Opfer des Stalin-Terrors verdient. Er gehörte auch zu den Gründungsmitgliedern der *Alfred Klahr Gesellschaft* und war bis zu seinem Ableben Mitglied ihres Vorstands. 1995 erschienen im Globus-Verlag seine



ner Loyalität allen MitarbeiterInnen gegenüber. Es war kaum je ein böses Wort von ihm zu hören.

Franz Muhri blieb bis 1990 Vorsitzender der Partei. In den Jahren danach unterstützte er die Arbeit des Internationalen Referats des Bundesvorstands der

Lebenserinnerungen mit Titel „Kein Ende der Geschichte“, in denen er auch die Verirrungen und Fehler der kommunistischen Bewegung reflektierte. Im September dieses Jahres jährte sich sein Todestag zum 20. Mal.

MICHAEL GRABER



Mikis Theodorakis (1925–2021)

Der Komponist und Liedermacher ist „als Kommunist gestorben“.

Am 2. September ist der Komponist Mikis Theodorakis im 97. Lebensjahr in Athen verstorben. Im Oktober 2020 hatte er dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei Griechenlands (KKE) einen Brief übermittelt, in dem er seinen Wunsch formulierte, dass er „als Kommunist sterben“ möchte. Schon als Jugendlicher schließt sich Theodorakis der kommunistischen Bewegung an und wurde Mitglied der Griechischen Volksbefreiungsarmee (ELAS), die gegen die deutsche Besetzung Griechenlands kämpfte. Als linker Kämpfer hat er auch am Bürgerkrieg in Griechenland (1946–1949) teilgenommen. Er wurde mehrmals, wie tausende andere Linke, verhaftet, gefoltert und verbannt. 1948 wurde er in das auf der Insel Makronisos eingerichtete Konzentrationslager deportiert.

Neben seinem politischen Kampf zur Zeit der deutschen Besetzung Griechenlands und des Bürgerkriegs studierte Theodorakis seit 1943 mit zahlreichen Unterbrechungen Musik am Athener Konservatorium. Nach seiner Entlassung aus der Haft im Jahr 1949 wurde er Leiter einer Musikschule und gründete sein erstes Orchester. Im November 1954 ging Theodorakis nach Paris und führte am dortigen Conservatoire sein Studium weiter, das er 1959 abschloss. In diesen Jahren machte er sich als Komponist von symphonischer Musik, Ballettmusik und Filmmusiken einen Namen. 1960 kehrte er nach Athen zurück. In den folgenden Jahren entstand seine „Mauthausen-Kantate“ nach Texten des griechischen Dichters Iakovos Kambanellis, der im Konzentrationslager Mauthausen inhaftiert gewesen war.

Die seit 1967 in Griechenland bestehende Militärdiktatur verhaftete Mikis erneut. Es folgten Verbannung, Folterung und 1970 die Flucht ins Ausland nach Paris, wo er politisch und künstlerisch aktiv blieb. Er wurde zum Symbol des ungebrochenen Widerstands gegen die griechische Diktatur. 1973 plante er eine Aufführung seines Oratoriums „Canto General“ auf Texte des chilenischen Dichters Pablo Neruda in Chile. Das Konzert war dem griechischem Volk gewidmet, das unter der Militärjunta der Obristen litt. Der chilenische Diktator Pinochet kam ihm jedoch mit dem blutigen Sturz von Salvador Allen-

de zuvor. 1974 wurde die Junta in Griechenland gestürzt und der „Canto General“ konnte am 10. Oktober 1974 erstmals in seinem Heimatland aufgeführt werden. An diesem Tag versammelten sich im Karaiskakis-Stadion in Piräus mehr als 40.000 Menschen. Das Publikum begrüßte den Komponisten und Di-



rigenten und konnte nach sieben Jahren Diktatur offen und frei bei den von ihm komponierten Volksliedern mitsingen, die im kulturellen Widerstand gegen die Herrschaft der Junta eine wichtige Rolle gespielt hatten.

Mikis Theodorakis war mehrmals in Wien zu Gast. Im März 1968 trat er im Wiener Konzerthaus mit einem großen Ensemble auf. Das Programm trug den Titel „Für die Freiheit Griechenlands“. Melina Mercouri und Maria Farantouri waren die Solistinnen. In den sieben Jahren der griechischen Militärjunta gab er dutzende Konzerte in ganz Europa, um auf die Lage des griechischen Volkes aufmerksam zu machen. Bei einem weiteren Besuch in Wien im Jahr 1976 – ich studierte damals Ethnologie an der Universität Wien – hatte ich die Ehre, ihn persönlich kennenzulernen. Zwei Anekdoten über ihn sind mir besonders in Erinnerung geblieben: seine Vorliebe für die Wiener Blutwurst und seine starken Emotionen, als wir im legendärer Wiener Gasthaus „Zur Puppenstube“ einen umherziehenden Musiker aus der Türkei trafen. Beide haben stundenlang gemeinsam gesungen.

Die künstlerische Schaffen von Mikis Theodorakis ist nicht von seinem politischen Leben zu trennen. Seine politischen Auffassungen haben sein musikalisches Wirken stets durchdrungen und belebt. Er schuf ein vielfältiges Werk, das nahezu alle Musikgattungen umspannte, von symphonischer Musik bis

zum Volkslied, von Opern und Ballett bis hin zu Musik für Theater und Kino. In vielen Kompositionen verknüpft Theodorakis die westliche Kunstmusik mit der griechischen Volksmusiktradition (von Kreta, Kleinasien und den griechischen Inseln), aber auch mit der byzantinischen. Als Künstler hatte er stets das griechische Volk, für welches er seine Werke schuf, im Blick. Seine Werke waren von der Geschichte geprägt und richteten sich stets an ein Publikum im Sinne breiter Volksmassen. Er arbeitete auch eng mit populären Volkssängern wie Stelios Kazantzidis, Grigoris Bithikotsis und Dimitros Mitropanos zusammen. Er schöpfte seine Inspiration und sein Material aus der Geschichte und dem Alltagsleben der einfachen Menschen.

In den 1960er Jahren spielte Theodorakis eine zentrale Rolle in der *Lambrakis-Bewegung*, einer linken Jugendorganisation, die nach der Ermordung des linkssozialistischen Abgeordneten Grigoris Lambrakis durch Rechtsextremisten im Jahr 1963 entstand. Der Schriftsteller Vasilis Vasilikos verarbeitete diese Ereignisse in seinem Roman „Z – Anato-

mie eines politischen Mordes“, der 1969 von Costa-Gavras verfilmt wurde. Theodorakis komponierte die Musik zu diesem Film. 1964 zog Theodorakis mit der EDA (*Vereinigte Linkspartei*) ins griechische Parlament ein. Die Lambrakis-Jugend entwickelte sich zu einer Massenorganisation, in der Kultur eine zentrale Rolle spielte. Auf seine Initiative als damaliger Präsident der Bewegung wurden in ganz Griechenland über 180 Kulturvereine gegründet, die mit ihren Veranstaltungen einen Großteil der griechischen Jugend politisieren konnten. Auch hier fungierten Kunst und Kultur für Mikis Theodorakis als Hebel und Mittel für einen gesellschaftlichen Wandel, für die Verbreitung linker und radikaler Ideen, für die großen Visionen von Demokratie, Gerechtigkeit und nationaler Unabhängigkeit.

Theodorakis hat sowohl als Musiker als auch als politische Figur die griechische Geschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mitgestaltet. Sein Tod galt in Griechenland als „Ende einer Ära“. „Der letzte der Gigantengeneration ist gestorben“, schrieben in diesen Tagen griechische Zeitungen. Seine künstlerische Größe, seine Persönlichkeit und sein politisches Handeln beschäftigten auch die internationalen Schlagzeilen. „Guevara von Europa“, wurde er vom Berliner *Tagesspiegel* genannt. „Mikis Theodorakis, Komponist von ‚Alexis Zorbas‘ und revolutionärer Marxist stirbt mit 96“, lautete die Schlagzeile der *New Yorker Times*. „Sein Werk ist so vielfältig, genau wie seine Fans verschieden sind“, betont *Associated Press*: „Von den Beatles, die seine Musik sangen, bis zur Sowjetunion, die ihm den Lenin-Friedenspreis verlieh.“

Der Tod von Theodorakis fällt in eine Phase, in der sich die griechische Öffentlichkeit in einer Art Hypnose befindet. Die politische Polarisierung der vergangenen Jahre – während der Wirtschaftskrise und der Memoranden – wurde in den letzten zwei Jahren vom völligen Schweigen der öffentlichen Auseinandersetzung abgelöst. Durch das Wiederhören seiner Lieder wurden nicht nur die Erlebnisse jener Generationen lebendig, die in Griechenland die turbulenten Jahrzehnte der 1960er und 1970er Jahre durchlebten, sondern auch jüngerer Menschen, die sich an ihre ersten Berührungen mit seinem Werk erinnerten. Der Tod von Mikis Theodorakis machte die „kulturelle Hegemonie der Linken“ in der griechischen Gesellschaft sichtbar.

GIORGOS CHONDROS

Otto Bauer: Der Aufstand der österreichischen Arbeiter. Kommentiert und herausgegeben von Werner Anzenberger, Anja Grabuschnig und Hans-Peter Weingand. Wien: ÖGB-Verlag 2021, 135 S., 9,90 Euro

Zwei Wochen nach den Februarkämpfen des Jahres 1934 veröffentlichte Otto Bauer im Prager Exil eine 32-seitige Broschüre mit dem Titel „Der Aufstand der österreichischen Arbeiter. Seine Ursachen und Wirkungen“, in der er eine erste Einschätzung der Kämpfe versuchte. Otto Bauer schilderte darin nicht nur die „Kampftage“ auf der Basis der ihm damals zur Verfügung stehenden Informationen, sondern charakterisierte auch die österreichische Diktatur „zwischen Hitler und Mussolini“, setzte sich prinzipiell mit dem Verhältnis der Sozialdemokratie zur Gewalt in der Politik auseinander und ging schließlich ausführlich auf „unsere Fehler“ ein. Er hoffte auf ein Zerfallen der „austrofaschistischen Front“ von „christlichsozialen Bauern und Kleinbürgern auf der einen und den die Heimwehren kommandierenden Aristokraten auf der anderen Seite“. Im Lichte der späteren Entwicklung ist es von besonderem Interesse, wie Bauer das Verhältnis zwischen Austrofaschismus und Nationalsozialismus und das Verhältnis der Arbeiterschaft zu den beiden Faschismen einschätzte: „Der Massenhaß, den die blutige Niederwerfung des Aufstandes erzeugt hat, wird den Nationalsozialismus stärken. Die Auflösung unserer Partei, unserer Jugendorganisationen hat Dämme niedergerissen, die bisher noch der Ausbreitung der braunen Flut im Wege gestanden sind. Es kann noch eine Stunde kommen, in der die Sieger von heute, von den Nationalsozialisten bedroht, Hilfe und Rettung bei den Besiegten suchen werden.“ (S. 81 der vorliegenden Edition.)

Bekanntlich dauerte es noch vier Jahre, bis – wenige Tage vor der dem drohenden Einmarsch der Deutschen Wehrmacht – Teile der Regimes halbherzig und viel zu spät einen Schulterchluss mit der illegalen Arbeiterbewegung suchten. In den vier Jahren dazwischen unternahm die austrofaschistische Führung immer neue Anläufe, um zu einem Übereinkommen mit Hitler-Deutschland zu kommen, bei dem die Unabhängigkeit Österreichs gewahrt bleibt. Doch schon 1934 schrieb Bauer, dass „jede schwarz-braune Koalition“ in Österreich, wie immer sie getarnt wäre, nur den ersten Schritt zu einer „Gleich-

schaltung“ Österreichs und letztendlich zum „zum tatsächlichen Anschluß Österreichs an das Dritte Reich“ darstellen würde. Das Resultat wäre „unzweifelhaft der europäische Krieg“. Noch ganz verhaftet in der Logik der Entwicklung, die durch den Ersten Weltkrieg ausgelöst worden war, gab sich Otto Bauer der Illusion hin, dass dieser „Krieg zur Revolution führen“ werde. Und auch innerhalb Österreichs seien die Tage der Diktatur gezählt. „Auf die Dauer werden nicht 30 Prozent des Volkes über 70 Prozent, nicht das Dorf über die Großstadt, nicht der Klerikalismus über ein zu zwei Dritteln nicht klerikales Volk eine Diktatur ausüben können. [...] Der Tag der Vergeltung, der Tag der Revanche, der Tag des Sieges wird kommen.“ (S. 83)

Datiert wurde die Broschüre von Otto Bauer selbst mit „Bratislava, 19. Februar 1934“. Ab Anfang März wurde sie in der Tschechoslowakei verkauft und – in einer verkleinerten Dünndruckausgabe – in hoher Auflage über die Grenze nach Österreich geschmuggelt. Die austrofaschistische Regierung nahm die Broschüre zum Anlass für die Einleitung eines Hochverratsverfahrens und entzog Otto Bauer die Staatsbürgerschaft.

1974 brachte die SPÖ eine Neuauflage mit einem Vorwort des damaligen Parteivorsitzenden und Bundeskanzlers Bruno Kreisky heraus, das in der jetzt erschienenen Publikation wiederabgedruckt wurde. Die Broschüre war auch Bestandteil der neunbändigen Otto-Bauer-Werkausgabe im Europa Verlag. Der Text, der in dem 1976 erschienenen dritten Band abgedruckt wurde, enthielt Fußnoten mit biografischen Angaben zu einigen der von Bauer erwähnten Personen. Grundlage der vorliegenden Edition ist das Originalmanuskript, wie es Otto Bauer am 19. Februar 1934 an den Verlag der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik weiterleitete. Es wurde 2019 im Archiv der Sozialistischen Internationale im *Internationalen Institut für Sozialgeschichte* (IISG) in Amsterdam aufgefunden.

Die HerausgeberInnen Werner Anzenberger, Anja Grabuschnig und Hans-Peter Weingand haben für diese Neuauflage Otto Bauers Text mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat versehen. Die Anmerkungen dokumentieren die Änderungen im Manuskript zwischen der Erstfassung unmittelbar nach den Kämpfen und der endgültigen Fassung, in die Otto Bauer auf die Entwicklungen Bezug nahm, die seit seiner

Flucht in die ČSR eingetreten waren. Darüber hinaus werden Fachbegriffe erläutert und historische Bezüge hergestellt, aber auch zahlreiche in den letzten Jahrzehnten erschienene Publikationen zu Otto Bauer und zu den Februarkämpfen des Jahres 1934 in die Kommentare eingearbeitet.

Die vorliegende Publikation enthält editorische Anmerkungen, eine „Gedächtnisaufzeichnung über den 12. Februar 1934“ aus dem Nachlass des späteren Bundespräsidenten Theodor Körner aus dem Jahre 1956, den Text von Otto Bauers Broschüre, eine Analyse des Weltbilds Otto Bauers durch Werner Anzenberger („Illusionen. Visionen. Ein Nachwort für Otto Bauer“), eine Zeit- und Tafel von 1918 bis 1939 sowie ein umfangreiches Literaturverzeichnis.

Neben der akribischen editorischen Arbeit am Originaltext Otto Bauers verdient vor allem der sachkundige Beitrag Anzenbergers hervorgehoben zu werden, durch den die Neuausgabe des „Aufstands der österreichischen Arbeiter“ zu einer Auseinandersetzung mit den in der Broschüre zutage tretenden Stärken und Schwächen der Bauer'schen Gesellschaftsanalyse wird. Anzenbergers Aufsatz stellt vor allem deshalb eine Bereicherung der in regelmäßigen Abständen wiederkehrenden Diskussionen über das Erbe des Austromarxismus dar, weil er – im Gegensatz zu jenen, die die Relevanz der Analysen Otto Bauers für politische Projekte links von der Sozialdemokratie hervorheben – von einem dezidiert sozialdemokratischen Ansatz ausgeht.

2011 veröffentlichte der Salzburger Universitätsprofessor Ernst Hanisch eine Otto-Bauer-Biografie unter dem Titel „Der große Illusionist“. In der Tat sind Bauers Illusionen in der Hinterdreinsicht in mehrerlei Hinsicht beachtlich, um nicht zu sagen, verwunderlich. Doch Anzenberger gelingt es, sie in den jeweiligen historischen und ideologiegeschichtlichen Kontext einzuordnen und, meist überzeugend, Hanischs Einschätzungen seine eigene Analyse entgegenzustellen. Um nur einige der „Illusionen“ zu nennen, auf die Anzenberger eingeht: die „Illusion der Kräfteverhältnisse“, die „Illusion von Produktivität und Verteilung“, die „Illusion der Nation“ und die „Illusion von der Klassengesellschaft“. Im letztgenannten Abschnitt bezieht sich Anzenberger auf Edward P. Thomsons Werk „Making of the working class“ (das eben nicht, wie der deutsche Titel suggeriert, eine Schilderung der „Entstehung“ der Arbeiter-

klasse darstellt, sondern eine Analyse des bewussten Akts der Herstellung von Klassenbewusstsein). Otto Bauer sah sich selbst als einen der Intellektuellen, die diesen Formierungsprozess vorantrieben. Anzenberger wendet sich gegen den Versuch von Hanisch, Otto Bauer als *Illusionist* abzutun, weil er visionäre Vorstellungen entwickelte. Er „wollte die Realitäten, die er in seiner Zeit vorfand, verändern“ und „formulierte Angebote an die Gesellschaft, die Lebensverhältnisse der Menschen humaner zu gestalten“. (S. 107.)

WINFRIED R. GARSCHA

Mark Staskiewicz: Die zunehmende Diskrepanz zwischen Marx' theoretischen Erkenntnissen und der tagespolitisch tätigen Arbeiterbewegung. Graz: Verlag we-progress 2021, 728 S., 25 Euro, Bezugsmöglichkeit: mail@we-progress.at

Das neue Buch des Grazer Autors Mark Staskiewicz ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil stellt eine historische Untersuchung der im Buchtitel genannten Fragestellung dar. Im Vorwort heißt es: „Wie sind die theoretischen Erkenntnisse von Marx in der Arbeiterbewegung eigentlich aufgenommen worden? Wurden die marxischen Schriften von den FührerInnen der Arbeiterbewegung studiert und angewendet? Oder warum gab es eine zunehmende Diskrepanz? Was sind die Folgen einer solchen Diskrepanz?“ Zur Beantwortung dieser Fragen untersucht der Autor die Entwicklung der Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich. Gerade die Auseinandersetzung in Deutschland, die sich zunächst zwischen Lassalleanern und Eisenachern (SDAP) entfachte und später in ihrer Vereinigung endete, ist exemplarisch für die Entstehungsgeschichte diverser Parteien in Europa. Anhand vieler Quellen und Originalzitate beschreibt Staskiewicz, wie sich die vorwiegend praktische Arbeiterbewegung verhalten hat und wie wenig sie sich mit der Theorie von Marx beschäftigte. Durch den enormen zeitlichen Einsatz in der politischen Praxis fehlte ihr die Zeit und wohl auch die Motivation, sich der Theorie und Wissenschaft zu widmen.

Der Autor kommt zum Schluss, dass die Programme der Arbeiterparteien, ob es nun das Eisenacher, das Gothaer oder das Hainfelder war, hinter den Erkenntnissen von Marx zurückblieben. Sehr interessant ist die beschriebene Entwicklung der Vereinigung von Lassalleanern



Karl Berger

und Eisenachern. Vielen dürfte die Rolle von Wilhelm Liebknecht und August Bebel diesbezüglich nicht sehr bewusst sein. Der Autor zeigt, wie Marx intervenierte und was letztendlich auch von den Führern der Bewegung, die sich auf Marx positiv bezogen, real gemacht bzw. nicht gemacht wurde. Vieles in diesem Teil war mir so nicht benannt und einiges hat mich überrascht. Überträgt man die Erkenntnisse aus diesem ersten Teil auf die heutige Bewegung, so zeigt dies, wie wichtig ein Klärungsprozess über die Bedeutung der Theorie ist.

Der zweite Teil trägt den Titel „Ohne revolutionäre Theorie, keine revolutionäre Bewegung“ und behandelt die Dialektik von Theorie und Praxis bei der Durchsetzung des gesellschaftlichen Fortschritts. Staskiewicz wendet sich gegen den Praktizismus und kritisiert ihn vom Standpunkt des gesellschaftlichen Fortschritts. Der Autor zeigt auf, dass der Sozialismus eine Wissenschaft ist und es die Theorie zur Überwindung des Kapitalismus braucht. Schließlich ist der Sozialismus die erste bewusst geschaffene ökonomische Gesellschaftsformation. Der Autor entwickelt u.a. die These, dass es ein wissenschaftliches Startmodell des Sozialismus braucht und dass dessen Erarbeitung die derzeitige Hauptaufgabe sei. Dem Gegenargument, ob dies nicht eine sektiererische Position sei, die die Praxis ablehne, hat der Autor vorgebaut, indem er die Dialektik von Theorie und Praxis beschreibt. Letztlich sei die Praxis das Entscheidende, so auch der Autor. Die Frage, die er sich stellt, ist aber, was derzeit die Hauptaufgabe sei. Staskiewicz will dazu motivieren, sich (auch) der theoretischen Arbeit zu widmen. Im Buch heißt es, es gehe primär darum, „eine theoretische Klarheit darüber zu bekommen, was der Sozialismus ist und wie er funktioniert. Dazu gehört es auch, seine ökonomischen Gesetze zu bestimmen. Wir müssen nachweisen, wie der Sozialismus funktionieren und produktiver als der Kapitalismus sein kann.“

Der dritte Teil des Buches mit dem Titel „Muss der Sozialismus produktiver als der Kapitalismus sein?“ macht Schluss mit den heute üblichen Thesen vom Verzicht oder vom Stopp der Produktivkraftentwicklung. Anhand der Geschichte des Übergangs von ökonomischen Gesellschaftsformationen zeigt er die Bedeutung der Produktivkraftentwicklung für den gesellschaftlichen Fortschritt auf. Wer dem auf abstrakter Ebene nicht „Glauben“ schenken will, der wird mit Beispielen konfrontiert, die zeigen, dass der Sozialismus gar produktiver als der Kapitalismus sein muss.

Insgesamt sind die 728 Seiten ein sehr lesenswertes Buch, das diskutiert werden sollte. Das Buch ist mit vielen Quellen ausgestattet, und es werden Werke zitiert, die bei einer Vertiefung der zu klärenden theoretischen Fragen hilfreich sind. Nützlich ist auch das Personenregister, da nicht jedem alle erwähnten historischen Persönlichkeiten bekannt sein dürften.

STEFAN BÜRSCHER

Joseph Vogl: Kapital und Ressentiment. Eine kurze Theorie der Gegenwart. München: C. H. Beck 2021, 224 S., 18 Euro

Nach „Das Gespenst des Kapitals“ (2008) und „Der Souveränitätseffekt“ (2015) präsentierte Joseph Vogl, Universitätsprofessor für Neuere deutsche Literatur an der Berliner Humboldt-Universität, im März diesen Jahres mit „Kapital und Ressentiment“ seinen dritten vielbeachteten Essay. Vogl fasst darin die ökonomische Gegenwart unter dem Begriff des Plattformkapitalismus: Monopolistische (Internet-)Konzerne wie Google, Facebook & Co. seien Repräsentanten eines neuen ökonomischen Modells. Deren Wertschöpfung durch „Bewirtschaftung von Informationen“ trägt, so die These, zu einem Paradigmenwechsel in der Politik und einer affektorientierten Kultur des Ressentiments bei, die potentiell „das Ferment einer neuen Vorkriegszeit liefern wird.“ (S. 182)

Vorweg: Vogls Ansinnen ist kein ökonomisches im bürgerlich-akademischen Sinne. Wie Marx – wenn auch nicht marxistisch – versteht er Ökonomie als historisch-politisches Faktum, dessen Studium eine adäquate Verständigung über die umfassende „gegenwärtige Lage“ erst ermöglicht. Gedanklicher Ausgangspunkt hierfür ist die wirtschaftspolitische Verabschiedung der Nachkriegsordnung, zunächst durch das Ende von

Bretton Woods Anfang der 1970er Jahre, sodann durch die Leitzinserhöhung der Federal Reserve unter Paul Volcker um 1980 – beides zentrale Ereignisse für den Aufstieg des Neoliberalismus zur herrschenden Doktrin. Vogl fasst den damit entstandenen Finanzmarktkapitalismus als notwendige Voraussetzung des heutigen Status quo: Die seit jeher enge Verbindung von Finanz, Information und der damit einhergehenden Technologie (vom Telegraphen bis zum Computer) vor dem Hintergrund einer Effizienzsteigerung führte in jüngerer Zeit und mit zunehmenden Möglichkeiten dazu, dass „Informationen über Geld wichtiger als Geld selbst geworden“ (S. 49) sind. Als kulturell äußerst wirkmächtig erscheint dabei die Unterscheidung von reiner algorithmisch kommodifizierbarer Information auf der einen Seite und einem antiquierten „Wissen“, das auf Begründung beruht, auf der anderen. Am Finanzmarkt zählen nach Vogl ausschließlich Informationen – an die Stelle nobler Erkenntnisurteile treten in der Praxis quasi-ästhetische Urteile und Meinungen (Wirecard etc.). (Wer hier kritisch eine Analogie zur postmodernen Entkopplung von Signifikat und Signifikant wähnt, liegt keineswegs falsch!)

Mit der „Informatisierung“ der Finanzbranche war der Grundstein zur heutigen „Plattformökonomie“ gelegt: Ob Facebook, Google, Amazon, Airbnb, Checkfex oder Mjam – jeder dieser Konzerne zeichnet sich durch die Aneignung von Infrastruktur und die Bereitstellung einer nach Marktbeherrschung strebenden Informationsindustrie aus, in der die Nutzer gleichzeitig und freiwillig als Produzenten („prod-user“) fungieren, also in ihrer Freizeit im Rahmen einer permanenten „Extraktion von Mehrwert“ und einer „Kapitalisierung von Lebenszeit“ (S. 82) unentgeltlich Unternehmensprofite erarbeiten. Vogl geht nicht weiter auf die ausführbaren neofeudalen Implikationen ein, sondern beschreibt die damit entstandene Situation als Perfektion der von Gilles Deleuze begrifflich geprägten „Kontrollgesellschaft“. Dabei widerspricht die neue Plattformökonomie in hohem Maße der von liberaler Seite dem freien Markt immer wieder auf romantisierende Weise unterstellten Rationalität und Vernünftigkeit. Die Kontrollmacht in der durch digitale Netzarchitekturen und Plattformen bestimmten Gesellschaft ist nicht mehr – wie einst in der sogenannten Disziplinar-gesellschaft – als Panoptikum konstruiert, sondern wirkt auf Basis umfassen-

der (und häufig imperativisch geforderter, d.h. zwingender) „Kommunikation“. Die Plattformen entwickeln dabei gouvernementale Strukturen, Arten von Polis bzw. Gemeinschaft, und booten in dieser pseudostaatlichen Praxis reale Nationalstaaten in vielfältigen Belangen aus. „Solutionismus“ ist hier das zentrale Konzept, also jene Silicon-Valley-Ideologie, die eine „Verbesserung“ der Welt auf Grundlage algorithmischer Verarbeitbarkeit anstrebt.

Die Kommunikation unter der Ägide der Plattformen bringt letztlich auch ontologische Konsequenzen mit sich: Für Vogl findet eine „progressive Verwandlung von Welt in Information“ statt, „eine Produktion von Realitäten [...] in denen die Repräsentation von Dingen, Ereignissen und Verhaltensweisen unmittelbar mit deren Bewertung, mit deren Valorisierung und Ökonomisierung koinzidiert.“ (S. 141) Wer hierin – wie so viele heute, sobald eine These folgenreich zu werden verspricht – a priori eine philosophische Übertreibung vermutet, mag an Marx' „Philosophisch-ökonomische Manuskripte“ (1844) erinnert sein, in denen dieser damals das Geld einer ontologischen Bestimmung unterzog (vgl. MEW 40, S. 562–567). Ein Vergleich beider Herangehensweisen kann lohnen!

Es ist nicht weit hergeholt, aus der totalen Dominanz der Plattform-Polis und ihrer Struktur auf eine paradigmatische Wende in der politischen Kultur zu schließen, die Vogl unter dem Begriff des Ressentiments im finalen Kapitel beschreibt. Nietzsche, Scheler, Kierkegaard und Adorno dienen hier als Stichwortgeber einer klugen Auseinandersetzung mit dem „stabilisierende[n] und strukturelle[n] Basisaffekt des Kapitalismus“ (S. 171).

Während sich Vogl also in der ersten Hälfte seines Buches tendenziell in das Feld der Neoliberalismus- und Globalisierungskritik einschreibt, steht der Schluss in zumindest assoziativer Verbindung mit der Populismusforschung und Theorien über „soziale“ Medien („Echokammern“ etc.). Die Verknüpfung dieser beiden Felder in Vogls Buch bildet sich in dem kleinen Wörtchen „und“ des Titels „Kapital und Ressentiment“ ab, das schon in der Vorbemerkung als „einer kritischen Belastung ausgesetzt“ (S. 7) bestimmt wird. Der Konnex zwischen den beiden Feldern ist letztlich der Abschied von der Begründung und die Erhebung des Meinungsmarktes zur primären Informationsquelle

und vorrangigen politischen Praxis schlechthin. Die digitalen Meinungsmärkte sind nach Vogl nicht nur in höchstem Maße ressentimentgeladen, sondern eben auch nach dem Schema einer finanzökonomischen Bewertungslogik gestrickt. Das macht erklärbar, wie sich zunehmend autoritäre Sozialstrukturen (*leader – follower*) und Feindseligkeiten parallel zur gleichbleibenden Produktion eines totalen Konformismus durchsetzen: Die einander feindlichen „communities“ der Plattformwelt wirken auf Basis ein und derselben Struktur; Joseph Vogl beschreibt das – Kierkegaard zitierend – als Partikularitäten, die sich auf Partikularitäten beziehen, „einem entzweiehenden Prinzip folgen und [...] in der negativen Einheit negativer Gegensätze zusammenfinden.“ (S. 182)

Es mag nicht verwundern, dass Vogl in seinem Essay einen Stil pflegt, der von wissenschaftssprachlichen Elementen nur so strotzt. Wer sich in ihn eingefunden hat, kann Verständnis für die sprachlichen Wendungen entwickeln, einen nicht geringen Teil der Lesenden dürfte – ob akademisch vorgebildet oder nicht – die dichte, gestochene Sprache zuweilen jedoch stocken lassen. Retrospektiv lohnt sich die schwierige Lektüre trotz latenter Lustfeindlichkeit dennoch und der ein oder andere Begriff der Organisationstheorie („Heterarchie“, „Arborisierung“ etc.) kann dem eigenen Lexikon zugeführt werden.

ALEXANDER HARTL

Illner, Eberhard/Frambach, Hans/Koubek, Norbert (Hg.): Friedrich Engels Das rot-schwarze Chamäleon. Darmstadt: wgb Academics 2020, 432 S., 39,99 Euro

So ein Untertitel lässt zu Beginn wenig Gutes vermuten: „Das rot-schwarze Chamäleon“. Eine derartige Charakterisierung von Friedrich Engels auf dem Cover eines neuen Buches erscheint nicht nur reißerisch, sondern wirkt politikgeschichtlich durchaus zweifelhaft. Man schlägt einen solchen Band also mit einem mulmigen Gefühl auf und harrt der Dinge, die da noch kommen mögen. Als geborener Kritiker wird man indes schnell enttäuscht werden: Der in der *Wissenschaftlichen Buchgesellschaft* zum 200. Geburtstag von Engels erschienene Band, mit nahezu 450 Seiten eher ein kräftiger Schinken, weiß gleich zu Beginn, wie man überzeugt. Zwölf Autorinnen und Autoren, zum Gros mit Expertise in Ge-

schichts- sowie Wirtschaftswissenschaften ausgestattet, wagen den Versuch, Engels ohne allzuviel Marx als eigenständige Person, als Journalist, als Wissenschaftler, Herausgeber und Revolutionär hervortreten zu lassen. Ein Versuch, der gelingt. Friedrich Engels und seine Leistungen für die weltweite Arbeiterschaft werden ohne jegliche Apotheose firm, plastisch sowie – und das ist besonders positiv hervorzuheben – einigermaßen wertfrei dargestellt.

Freilich gibt es einige wenige Momente, in welchen es scheint, als wäre es dem Autor bzw. der Autorin ein Anliegen, Engels von einem Sockel zu stoßen. Das allerdings macht Engels umso menschlicher, seine Leistungen umso beeindruckender, denn er ist nun nicht mehr der mit Marx in einem Atemzug genannte Halbgott, den man von weißen Büsten und vom Zigarettenrauch verdreckten Gemälden her kennt, sondern ein Mensch in seiner Zeit. In fast schon materialistischer Manier widmen sich die Beiträge einzelnen Aspekten von Leben und Werk Engels mit Berücksichtigung der weltgeschichtlichen Situation. Besonders hervorzuheben sind dabei die Beiträge über die Beziehungen zu Viktor Adler und dem Austromarxismus, der Versuch die Arbeit am zweiten und dritten Band vom Kapital in historisch-kritischer Manier nachzuzeichnen, sowie der Text über die militärischen Schriften von Engels, welche in der Forschung allzu oft vernachlässigt wurden. Die einzelnen Beiträge gehen dabei durchaus in die Tiefe und verlangen zumindest ordentlich gefestigtes Grundwissen über marxistische Philosophie und Ökonomie. Anzumerken ist überdies, dass die 149 vorhandenen Abbildungen teils weit über die bekannten und fast schon als klassisch zu bezeichnenden Bilder und Fotografien hinausgehen und den Band abrunden. Eine Bereicherung für jede marxistische Bibliothek also.

CHRISTIAN KASERER

Sonja Frank (Hg.): Die drei Schwestern. Selma, Berthe und Gundl, geb. Steinmetz. Frauen im Widerstand 1933–1945. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 2021, 326 S., 36 Euro

Frauen und ihre Rolle und Bedeutung im antifaschistischen Widerstand sind bis heute Themen, die, obwohl in den letzten Jahren hierzu verstärkt publiziert wurde, immer noch ein Forschungsdesiderat darstellen. Sonja Frank, Enkelin der österreichischen Widerstands-



Selma Steinmetz (1907–1979)

kämpferin Fanni Grossmann, hat mit ihrer Veröffentlichung einen überaus wichtigen und gelungenen Beitrag geleistet, um diese Lücke schließen zu helfen. Sie erzählt die Lebensgeschichte ihrer weitverzweigten Familie, deren Groß- und Urgroßelterngeneration im antifaschistischen Widerstand standen oder als Angehörige der jüdischen Gemeinde Opfer der Shoah wurden. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die drei Steinmetz-Schwester, die in Wien in einem sozialdemokratisch geprägten Milieu aufwuchsen und seit den 1930er Jahren im Widerstand zunächst gegen das Dollfuß-Regime und im Exil gegen den deutschen Faschismus aktiv waren.

Als Linke jüdischen Glaubens standen sie unter einem doppelten Verfolgungsdruck. Bereits die österreichische Spielart des Faschismus erhob die antisemitischen Ressentiments zur Staatsräson und erklärte den politisch linken Kräften den Krieg. In diesem brutalen Umfeld mussten sich die Schwestern orientieren und sich als Menschen Anfang und Mitte zwanzig zurechtfinden. Sie waren emanzipierte Frauen, hatten anspruchsvolle Berufe erlernt, engagierten sich zunächst in der Sozialdemokratie und später aus eigenem Entschluss in der kommunistischen Bewegung. Sie führten ein selbstbestimmtes Leben, lebten mit einem Partner mit und ohne Trauschein zusammen, ohne einen Bund fürs Leben einzugehen.

Selma, die Älteste, war Germanistin, ihre Schwester Berthe besaß einen eigenen Modesalon, und Gundl war ausgebildete Schneiderin. Ihr Widerstand erklärt sich unmittelbar aus ihrer Biogra-



Gundl Herrnstadt-Steinmetz (1916–1998)

phie und ist ein Beispiel für den linken jüdischen Antifaschismus. Nach 1934 verließen sie Österreich und gingen ins Exil nach Frankreich. Gundl, die als erste emigrierte, ließ sich in Paris zur Hilfskrankenschwester ausbilden und ging Anfang 1937 nach Spanien, um nach dem Putsch der faschistischen Generäle gegen Franco zu kämpfen. Dort arbeitete sie in verschiedenen Lazaretten der Internationalen Brigaden. Berthe dagegen war in Paris in der Transportorganisation der Spanienkämpfer tätig, und Selma arbeitete in einem Kinderheim, das sich um die Betreuung und Rettung jüdischer Kinder kümmerte. Nach der Besetzung dieser Länder durch die deutsche Wehrmacht schlossen sich die drei Schwestern dem französischen bzw. belgischen Widerstand an, Berthe und Selma in Südfrankreich, Gundl in Brüssel.

Selma unterstützte ihren Lebensgefährten, das Mitglied der KPÖ-Führung Oskar Grossmann, bei der Herausgabe der Widerstandszeitung *Soldat am Mittelmeer*, deren Aufmachung eine Wehrmachtszeitung imitierte, in einer Auflage von 10.000 Exemplaren gedruckt und unter Wehrmachtsangehörigen verteilt wurde. Beide wurden Mitte 1944 in Lyon verhaftet und von der Gestapo brutal gefoltert. Oskar Grossmann, der die Verhöre nicht überlebte, gilt bis heute als verschollen. Selma überlebte schwer verletzt und wurde in das Pariser Durchgangslager Drancy gebracht, um von dort nach Auschwitz deportiert und ermordet zu werden. Doch sie hatte Glück. Noch ehe die Nazis ihr Vorhaben umsetzen konnten, wurde sie während der Befreiung von Paris ge-

rettet. Berthe konnte sich in Südfrankreich der Verhaftung durch die Gestapo entziehen, während Gundl in Brüssel auf der Flucht angeschossen wurde und nur durch glückliche Umstände überlebte. Beide, Selma und Gundl, litten gesundheitlich bis an ihr Lebensende an den Folgen der brutalen Haftbedingungen.

Nach der Befreiung kehrten Selma und Gundl nach Wien zurück. Berthe ging mit ihrem ungarischen Mann nach Budapest und musste nach den Ereignissen von 1956 Ungarn verlassen. Mit dem beginnenden Kalten Krieg erlebte besonders Selma massive berufliche Nachteile und Rücksetzungen. Ihre Stellung als Bibliothekarin gab sie aufgrund des Drucks ihrer Vorgesetzten auf, weil sie Kommunistin war. In den 1960er Jahren wurde sie die erste Bibliotheksleiterin des neugegründeten *Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes* (DÖW). Hans Hautmann war als angehender Historiker in den 1960er Jahre ihr Adlatus. Seine Erinnerungen an Selma Steinmetz haben auch Eingang in das Buch gefunden.

Neben ihrer Tätigkeit im Bibliothekswesen publizierte Selma regelmäßig, so z.B. in der Kultur- und Intellektuellenzeitschrift *Tagebuch*. Ihre Untersuchung über die Verbrechen an Sinti und Roma während der Nazi-Diktatur war die erste profunde Veröffentlichung zu den an dieser Volksgruppe begangenen Verbrechen. Berthe und Gundl fanden in Österreich Anstellung als Sekretärinnen. Nach dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in der Tschechoslowakei im August 1968 verließen die Schwestern die KPÖ, blieben aber ihren Idealen treu und engagierten sich weiterhin in einem politisch fortschrittlichen Sinn, vornehmlich in der Erinnerungsarbeit.

In zwei umfangreichen Kapiteln geht die Autorin anhand von weiteren elf Porträts dem antifaschistischen Widerstand von Frauen in Spanien, Frankreich und Belgien nach, die im Umfeld der Steinmetz-Geschwister und wie sie im *Travail anti-allemand*, einer von der KPF gegründeten Organisation innerhalb der Resistance und der *Österreichischen Freiheitsfront* (ÖFF), zeitweilig die größte österreichische Widerstandsorganisation, aktiv waren. Außerdem stellt sie anhand ausgewählter Biographien, wie z.B. die ihrer Großmutter Fanni Grossmann, das in England und Schottland aktive *Free Austrian Movement* vor.

Deutlich wird anhand dieser Darstellungen zum einen, dass Frauen, was ihre Einsatzbereitschaft, ihren Mut und ihr

solidarisches Handeln angeht, in nichts den Männern nachstanden, gleichzeitig aber ihre Arbeit im Widerstand anhand von tradierten geschlechtsspezifischen Mustern strukturiert wurde. So waren Frauen häufig mit Sorge- oder sogenannten „Mädel-Aufgaben“ betraut und hatten keinen Zugang zu Führungspositionen. Auch Kampfeinsätze waren ihnen in der Regel verwehrt. Deutlich wird auch, dass es die aus dem Exil zurückkehrenden Frauen erheblich schwieriger als Männer hatten, beruflich in Österreich wieder Fuß zu fassen, weil sie zweifach diskriminiert wurden, nämlich als Kommunistin und als Frau. Auch hier blieben ihnen leitende Positionen verwehrt, für die sie aufgrund der unter Beweis gestellten Fähigkeiten, in extremen Stresssituationen handlungsfähig zu sein, prädestiniert gewesen wären. Einzig Selma gelang es, dieses Muster zumindest ansatzweise zu durchbrechen, nicht zuletzt als Leiterin der DÖW-Bibliothek. Doch auch sie konnte trotz Hochschulabschluss und Einsatz als Widerstandskämpferin keine ihrem Können angemessene Beschäftigung mehr finden.

Im Anhang hat Frank rund 800 Kurzbiografien, überwiegend von Frauen, die aktiv im antifaschistischen Widerstand waren, zusammengestellt. Nicht zuletzt diese umfangreiche Zusammenstellung verdeutlicht, dass aktiver Widerstand von Frauen keine singuläre Angelegenheit war. Frauen hatten eigene Netzwerke, die sie bis an ihr Lebensende aufrechterhielten und die eine wichtige Funktion für ihre Selbstbehauptung hatten. Anhand dieser Sammlung von Biographien lassen sich Lebenslinien von Frauen im Widerstand ableiten.

Erfreulich ist auch, dass Frank die Biografien der Kinder- und Enkelgeneration in ihre Arbeit mit einbezogen hat. Sie macht so anschaulich, wie sich politische Vorstellungen der Eltern in den nachfolgenden Generationen reproduzieren, wie z.B. das Beispiel Georg Herrnstadt zeigt, der als Gundls Sohn Gründungsmitglied der österreichischen Politband „Schmetterlinge“ war.

Beeindruckend an der Veröffentlichung, die den Charakter eines Kompendiums hat, sind die akribische dokumentarische Arbeit und die unzähligen Abbildungen, wodurch die dargestellten Geschehnisse erheblich an Plastizität gewinnen. Sonja Frank gelingt es auf diese Weise, das Schicksal der dargestellten Frauen, ihre Hoffnungen, Enttäuschungen, ihre Ziele und Wünsche ein Stück weit so transparent zu machen, dass man

als Leser, so ging es mir jedenfalls, mit ihnen empfindet, mit ihnen leidet und sich an ihren Erfolgen aufrichtet. So ist dieses Buch nicht bloß eine hervorragende Dokumentation und wissenschaftliche Arbeit, sondern liefert einen überaus wichtigen Beitrag für das kollektive linke Gedächtnis in Österreich.

STEFAN KRAUS

Ernst Fettner: „Geh du voran“. Ein Jahrhundert, hg. von Jana Waldhör. Graz: Clio 2021, 180 S., 25 Euro

Im Mai dieses Jahres feierte der ehemalige Redakteur der *Volksstimme* Ernst Fettner seinen 100. Geburtstag in Wien. Animiert von der Literaturwissenschaftlerin Jana Waldhör (Literaturhaus Wien) und dem Grazer Clio-Verlag arbeitete Fettner sein hundertjähriges Leben auf, das exemplarisch für die Angehörigen jener Generation steht, die Krieg und Verfolgung erlitten und den antifaschistischen Kampf und Widerstand überlebten. Dieses Leben beginnt in einer armen jüdischen Familie – die meisten Jüdinnen und Juden in Wien waren arm – und setzte sich früh in einem jüdischen Waisenhaus fort, da die Mutter gestorben war. Als Ernst Fettner wieder zur Familie seines Vaters zurückkehrte, wohnten neun Personen in der Zweizimmerwohnung. Von diesen überlebten nur zwei den Holocaust.

Wie kam Ernst Fettner mit KommunistInnen in Berührung? Als jüdischer Jugendlicher wurde er im März 1938 nach dem Einmarsch der Nazis in eine der berüchtigten „Reibpartien“ gezwungen. Als sich die jüdischen Beschäftigten der Schneiderwerkstatt, in der Fettner beschäftigt war, während der Pogromnacht am 9. November 1938 in einem Keller verbarrikadiert hatten, glaubten die Nazis, dies sei eine kommunistische Zelle und hämmerten an die Tür. Fettner, 17-jährig, war zu dieser Zeit noch völlig unpolitisch. Aber es wurde sein Schlüsselerlebnis, wie er im Buch schreibt. Fettner wurde als Jüngster vorgeschickt, die Tür zu öffnen: „Geh’ du voran.“ In diesem Moment schossen die Nazis hergen schon das Schloss auf, wobei die Kugeln Fettner nur knapp verfehlten. Die Versteckten wurden verhaftet, und einer nach dem anderen wurde während dem Verhör geschlagen und gefoltert, weil sie leugneten, „Kommunisten“ zu sein. Fettner versuchte es umgekehrt: Er gab zu, Kommunist zu sein, unterschrieb ein Geständnis, verpflichtete sich das Land binnen eines Monats zu verlassen

und ersparte sich so die Schläge.

Eine jüdische Jugendorganisation ermöglichte Ernst Fettner die Flucht nach England. Er landete in Schottland, wo er einem landwirtschaftlichen Betrieb zugeteilt wurde. Später ging er nach Glasgow und stieß dort auf die antifaschistische Jugendorganisation *Young Austria* und das *Austrian Centre*, das sich – initiiert und geführt von KommunistInnen – um die österreichischen Flüchtlinge kümmerte und sich für ein Wiedererstehen eines unabhängigen, demokratischen Österreich einsetzte. In diesem Umfeld entstanden auch Fettners erste journalistische Versuche. Er erstellte Wandzeitungen und verfasste Beiträge für den *Zeitspiegel*, die wichtigste Publikation der österreichischen Emigration in England und darüber hinaus. Erschütternd sind die zum Teil im Faksimile abgedruckten Briefe, die Fettner von seiner in Wien zurückgebliebenen Familie erhielt und die die Bemühungen des Vaters um die Ausreise der Großeltern, der Geschwister und seiner eigenen widerspiegeln. Der letzte Brief erreichte Fettner am 2. September 1939. Sein Vater sowie zwei seiner Halbgeschwister wurden in Maly Trostinec ermordet.

Seine kommunistische Schulung erhielt Fettner während der Internierung als „feindlicher Ausländer“ auf der Isle of Man durch die dort inhaftierten Kommunisten. 1943 durften die emigrierten Antifaschisten in die britische Armee eintreten, wozu *Young Austria* aufgerufen hatte. Fettner kam darauf als „Austrian Volunteer“ zu den „Gordon Highlanders“, einem Infanterieregiment. Mit dieser Einheit war er an der Befreiung Frankreichs, Belgiens, der Niederlande und Westdeutschlands beteiligt. Mit viel Glück überlebte er die Kämpfe und kehrte 1946 mit seiner Einheit nach Österreich zurück.

Nach dem Ende des Krieges, er war in Kärnten, rüstete Fettner ab, schloss sich der *Freien Österreichischen Jugend* (FÖJ) und der KPÖ an und meldete sich bei der Redaktion des *Volkswille*, der damaligen Tageszeitung der KPÖ für Kärnten. Damit begann seine journalistische Laufbahn, die nur wenige Jahre unterbrochen werden sollte, als am Höhepunkt des Kalten Krieges in der KPÖ das Misstrauen gegenüber der englischen Emigration grassierte. Da Fettner zeitweise dem militärischen Geheimdienst in der britischen Armee zugeteilt gewesen war, verlor er 1951 seinen Job beim *Volkswille*. Er kehrte mit seiner Frau Hilde, die er 1949 geheiratet hatte, nach Wien zurück und verdingte sich als



Ernst Fettner (geb. 1921)

Metallarbeiter bei Steyr-Daimler-Puch, einem USIA-Betrieb, wo er unverzüglich eine Betriebszeitung ins Leben rief. Knapp vor der Wahl in den Betriebsrat holte ihn im März 1955 der damalige Chefredakteur der *Volksstimme*, Erwin Zucker-Schilling, in die Redaktion des Zentralorgans der KPÖ.

Zunächst wurde ihm hier die Regionalberichterstattung über Niederösterreich anvertraut. Später entwickelte sich Ernst Fettner zu einem der kompetentesten Innenpolitik-Journalisten mit den Schwerpunkten Gewerkschaft, Wirtschafts- und Sozialpolitik. Sein gewerkschaftliches Engagement brachte ihn bis ins Präsidium der Journalistengewerkschaft. Im Jahr 1968 fiel ihm ausnahmsweise die Auslandsberichterstattung aus der Tschechoslowakei zu, wo im August nach dem „Prager Frühling“ die Staaten des Warschauer Vertrags einmarschiert waren. Er konnte mit einer Adresse eines Kinderheims, in dem sich seine beiden Söhne zwei Jahre zuvor im Sommer aufgehalten hatten, und mit einem Pass, in dem die Berufsbezeichnung „Journalist“ durch „Angestellter“ ersetzt war, einreisen, was damals auch für einen kommunistischen Journalisten, aus der damals zunächst kritischen KPÖ, nicht so leicht war. Allerdings wurden seine Pro-Dubček-Berichte in der Redaktion immer weniger berücksichtigt, da sich die Linie der KPÖ inzwischen wieder gewandelt hatte.

Als Innenpolitik-Redakteur hatte Fettner auch mit dem damaligen Bundeskanzler Bruno Kreisky zu tun. Dieser bezeichnete ihn als „Freund-Feind“, da ihn Fettner bei zahlreichen Pressekonfe-

ZWISCHEN ZWEI WELTKRIEGEN!

Drei Referenzbücher zu Austromarxismus und Sozialismus der Zwischenkriegszeit

25. November 2021, 17:00

Veranstaltungsraum von transform! europe
Gusshausstrasse 14/3, 1010 Wien

Veranstalter

transform! europe

Alfred Klahr Gesellschaft

VGA GESCHICHTE DER ARBEITER:INNEN BEWEGUNG ARCHIV BIBLIOTHEK FORSCHUNGsinstitut

Buchpräsentation von:

Rob MacFarland/Georg Spitaler/Ingo Zechner (Hg.):

Das Rote Wien. Schlüsseltexte der Moderne

Vorgestellt von **Vrääth Öhner** (LBIDH) und **Georg Spitaler** (VGA)

Otto Bauer: Ausgewählte Schriften, Bd. 1: Menschheitskämpfer

Vorgestellt von **Wolfgang Palaver** (Universität Innsbruck)

Otto Bauer: The Austrian Revolution

Vorgestellt von **Walter Baier** (transform! europe)

Moderation: Dr. Dunja Larise (Philosophin und Politikwissenschaftlerin)

Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Stefan

Bürscher, Giorgios Chondros, Winfried R.

Garscha, Michael Graber, Alexander Hartl,

Christian Kaserer, Stefan Kraus, Manfred

Mugrauer, Esche Schörghofer

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43-1) 982 10 86

E-Mail: klahr.gesellschaft@aon.at

www.klahrgesellschaft.at

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

Österreichische Post AG

Sponsoring-Post

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

AKG-Spendenkonto

IBAN: AT66 6000 0000 9202 3930

genden Buches – und damit in gewisser Weise auch ich – sind ein Stück Zeitgeschichte, österreichische Geschichte. Ein Stück Antifaschismus. Ich habe mich stets gegen die rassistische Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten gewehrt, musste mich wehren. Es hat mich niemand gezwungen, die Waffe gegen den deutschen Faschismus zu ergreifen. Ich habe es aus freien Stücken getan und aus tiefster Überzeugung, die Welt vom Nationalsozialismus zu befreien. Und sicher nicht zuletzt, um den Mord an meiner unschuldigen Familie, darunter zweier kleiner Geschwister, zu rächen.“

Der gut ausgestattete Erinnerungsband enthält zahlreiche Fotos, gestützt auf tagebuchähnliche Fotoalben, mit denen Ernst Fettner seinen eigenen Lebensweg dokumentierte. Nützlich ist auch das Glossar am Ende mit heute weniger gebrauchten Dialektausdrücken und jiddischen Wörtern.

MICHAEL GRABER

renzen nervte. Einmal, so berichtet Fettner, habe Kreisky „über die Köpfe der zweihundert anwesenden Journalisten“ gerufen: „Über den Marxismus unterhalten wir uns beide, wenn wir in der Pension sind“, wozu es außer einer Einladung in Kreiskys Residenz allerdings nicht gekommen ist. Am Ende seiner beruflichen Laufbahn wurde Fettner noch Motorjournalist. Auch nach seiner Pensionierung im Jahr 1982 blieb er der Redaktion der *Volksstimme* bis zur Einstellung der Tageszeitung im März 1991

treu. In den Jahrzehnten danach war Fettner ein gefragter Zeitzeuge, auch vor Schulklassen, und gab Interviews in verschiedenen Medien und bei Veranstaltungen. 1980 wurde ihm das „Ehrenzeichen für Verdienste um die Befreiung Österreichs“ verliehen. 2007 erhielt er das „Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien“. Zum 100. Geburtstag wurde Fettner vom Wiener Bürgermeister Michael Ludwig im Rathaus empfangen.

Am Ende des Buches resümiert Ernst Fettner: „Die Erinnerungen des vorlie-